

DIE FACKEL

Nr. 357/358/359

5. OKTOBER 1912

XIV. JAHR

Der Ton

Es gibt nur einen Ton, und die Kongruenz von Blatt und Welt muß in jeder Minute und in jeder Zeile nachzuweisen sein. Das Blatt spricht wie die Welt, weil die Welt wie das Blatt spricht. Das Blatt spricht aber auch wie die Familie, weil die Welt wie die Familie spricht und die Familie wie die Welt. Es gibt nur einen Ton, und das ist der Ton der Leute, die besorgt sind, weil die Leute noch nicht versorgt sind, und es gibt nur einen Standpunkt zu den Ereignissen und der lautet: ss .. ! oder, wenn es große Ereignisse sind: .. tt! Alle Publizistik ist nur ein kühner Versuch der Umschreibung von Sentiments, die sich in einem Laut abmachen lassen. Wenn eine Mutter ihr neugeborenes Kind tötet, was bei unserer Ordnung der Dinge sehr häufig vorkommt und jedenfalls in einem unpersönlichen Sinne humaner ist, als wenn sie es sich zum Kolporteur von Josefsblättern ¹ oder zur Verfasserin einer Zuschrift über den Parsifalschutz ² auswachsen ließe, so findet der Ton den Ausdruck: »*Das eigene Kind in die Donau geworfen*«. Es ist zwar noch nie oder gewiß sehr selten vorgekommen, daß eine Frau ein fremdes Kind in die Donau wirft, denn so heldenmütig ist keine, daß sie um den Preis des eigenen Lebens fremde Kinder den Infamien der Welt entziehen wird. Der Ton müßte das noch viel ärger finden; aber er ist so im Familiengefühl verankert, daß er selbst vom Standpunkt der herrschenden Auffassung den Mord am eigenen Kinde für verwerflicher hält als den am fremden. Darum sagt er mit entsetztem Kopfschütteln: »ss .. ! das eigene Kind in die Donau geworfen!« Und wenn »zum zweitenmal innerhalb kurzer Zeit eine ledige Mutter wegen Verbrechens des Mordes angeklagt ist, weil sie das *eigene* Kind getötet hat«, so findet der Ton die Aufschrift: »*Das eigene Kind vergiftet*«. Der Ton begreift ja auch, daß es schlimmer sei, sich selbst als einem andern zu schaden, und würde gegebenenfalls die Formel finden: »Das eigene Geschäft vernachlässigt!« Wenn sich zwei junge Mädchen umgebracht haben, so meldet der Ton, der sofort im Einverständnis mit den Familien ist, wiewohl es andersgläubige Familien sind. »Die H. ist die Tochter einer verwitweten Wäscherin, die außer ihr noch fünf Kinder hat, die A. ist die Tochter eines Bahnarbeiters und hat sechs Geschwister. Beide Mädchen waren *etwas überspannt*«. Die A. wollte nämlich zum Theater gehen, und die H. kannte einen jungen Burschen. »Als man ihr dahinter kam, hat man ihr *selbstredend diese Beziehungen verboten*«. Die Eltern des Burschen aber wollten es sogar der Bürgerschule, die die H. besuchte, anzeigen, und diese Drohung trieb das Mädchen in den Tod. Hier ist einmal ein fremdes Kind getötet worden, aber das würde der Ton nicht beklagen. Dafür nennt er gern den Arzt der Rettungsgesellschaft. Der Ton, den die Tragik schlechter Geschäfte in Mitleidenschaft zieht, hört gern, wie viel einer gewonnen hat,

1 St. Josefsblatt: »Illustrierte Monatsschrift für Belehrung und Unterhaltung des christlichen Volkes«

2 Ein Kondom

aber noch lieber, wie viel einer verloren hat, und am liebsten, wie viel einer dadurch verloren hat, daß er nicht gewonnen hat. Er redigiert in diesem Sinne alle Rubriken und korrespondiert aus allen Städten. Aus Paris meldet er: Rochefort hat sich zurückgezogen. Verbittert. Er hat in der letzten Zeit schmerzvolle Enttäuschungen erlebt:

»mehrere Stücke, welche bei der Auktion Doucet vor einigen Wochen Preise bis zu einer halben Million einbrachten, waren früher im Besitze von Rochefort gewesen, welcher diese wertvollen Kunstwerke um einige hundert Franks erworben und um 3000 bis 4000 Franks verkauft hatte.«

Dazu noch ein schweres Leiden, sagt der Ton. Der Ton hält es mit Beschwerden aller Art. Er führt natürlich alle Eisen— und Straßenbahnbeschwerden und sonstigen Artikel. Einem Übelstand nun ist es in der Regel ganz gleichgültig, ob er den Beschwerdeführer selbst oder nur einen Verwandten betroffen hat. Der Ton aber legt Wert darauf, daß man bei dieser Gelegenheit auch einiges über die Familie erfahre: daß der Beschwerdeführer gut verheiratet ist, ein schönes Haus führt und abgesehen von der vorübergehenden Störung durch die Eisen— oder Straßenbahn in geordneten Verhältnissen lebt. »Neulich wollte meine Frau in der Operngasse«, sagt der Ton. Besonders Schwägerinnen stehen ihm nah. »Neulich wollte meine Schwägerin mit ihrem Onkel« und dergleichen. Der Ton würde es für unehrlich halten, sich selbst eine Beschwerde zuzuschreiben, die er nicht erlebt hat. Da dem Ton aber die fremde Familie so ans Herz gewachsen ist wie die eigene, so kommt er am liebsten dort in Schwingungen, wo er sie alle zusammen umfassen kann, nämlich wenn es sich um die Völkerfamilie handelt. Mitte August beginnt er sich zu interessieren und hört erst Mitte Oktober auf und wird nicht heiser, wenn er unermüdlich versichert, daß sie sich auch hier, auch dort, wie immer so auch diesmal und wie alljährlich so auch heuer und gleichfalls im blumengeschmückten Saal in würdiger Weise und im Lichterglanz nach einem vorzüglichen oder gar opulenten Souper versammelt oder nach eingenommenem Souper in heiterer Festesstimmung in die Nebenräume begeben haben, wo eine gewählte Gesellschaft lauschte. Der Ton ist gastfreundlich und läßt jedermann jederzeit und überall sich »wie zuhause« fühlen. Oft freilich — kein Wunder wenn man so viel Gäste hat — verwechselt der Ton die Begeisterung mit der Beschwerde, indem er etwa ausführt: »Am nächsten Morgen weckten 24 Salutschüsse, die im nahegelegenen Sperrfort Plätzwiese abgefeuert wurden, die zahlreichen Hotelgäste ... Vier Generaldechargen wurden abgegeben, deren Echo in den Bergen tausendfach widerhallte ... Aus aller Munde ertönte die Volkshymne.« Wenn nicht zum Glück den Abend ein Tanzkränzchen beschlossen hätte, an dem Jung und Alt teilnahm, würde man rein glauben, der Ton sei nervös, unzufrieden, gar illoyal und wolle sich über die Störungen eines ohnedies verpatzten Sommers beschweren. Im Sommer gibts Fliegen, und die Fliegen fühlen sich überall wie zuhause. Wir glauben, es sei Geschmeiß. Sie aber wissen es nicht. Man darf es ihnen nicht sagen. Sie haben Zeitungen, durch die sie sich nur mitteilen, wo sie sind und daß sie sich wie zuhause fühlen. Der Ton ist das einzige Verständigungsmittel der Fliegen. Dieses Gesumme ist allerorten. Kommt der Ton, was er mit Vorliebe tut, nach St. Moritz, so ist er

»nicht wenig überrascht, in den wohlgepflegten Kuranlagen des waldgebetteten Gebirgsorts dieselben Bekannten anzutreffen, denen die Karlsbader Brunnenfee noch vor kurzem den perlenden Verjüngungstrunk gereicht hatte. So verblüffend war die Fülle der längstvertrauten Gestalten ... «

Sie haben also leider doch nicht abgenommen, weder an Fülle noch an Fülle. Der Ton kommt aber »auf dem sommerlichen Exodus der fashionablen Welt« sehr, sehr weit, bis zum Deuteronomium und ruft: »Interessante Gesellschaft in Biarritz.« Der Ton gibt also vor, nur eine Spitzmarke zu wählen, in Wirklichkeit tut er einen Aufschrei wie beim Anblick des gelobten Landes. Aber wenn der Ton für einen Ort schwärmt, so ist es — Ischl? Selbstredend, aber vor allem Edlach. Es geht nichts über Edlach. Erstens ist er dort mit dem Sanatorium verwandt und hat billigere Preise. Zweitens fühlt man sich wie zuhause und drittens interessiert er sich andauernd für das Befinden des türkischen Thronfolgers Jussuf Izzeddin, der sich bekanntlich in dem idyllischen Edlach aufhält, wo er, wie ebenfalls schon mitgeteilt wurde, in Behandlung des kaiserlichen Rates — das weitere ist auch schon bekannt. Die türkische Frage, die der Ton kennt, lautet: Wie gehts ihm? Dem kranken Mann in Edlach nämlich. Kuranstalten brauchen immer zu ihrer Erholung einen Khedive oder ähnliches und Neurosen inklinieren zu wohlhabenden Türken. Man kann sich kein Sanatorium ohne einen leidenden Achmed vorstellen. Da wird dann drauf los gelebt, und der Ton ist so gut auf den Betrieb wie der Betrieb auf den Ton eingeschworen. Was hat ein Sanatorium schon davon, wenn dort die ganze erholungsbedürftige Familie Mammonides aus Kairo absteigt. Eine ständige Rubrik muß man haben, und das treffen sie nur in Marienbad oder Edlach. *Eine* Depression eines türkischen Thronfolgers ist mehr wert als hundert Paralysen unter der Woche. Der Ton diktiert natürlich auch das offizielle Bulletin, das täglich ausgegeben wird und in welchem viel Beruhigendes steht, zum Beispiel, daß der Patient seine Behandlung nimmt und seine täglichen Promenaden macht. Zur äußersten Vorsicht und zur speziellen Beruhigung interveniert noch ein Freund des Blattes, der sich zufällig auch in Edlach aufhält, und dieser erzählt, daß der Dr. Konried lange Zeit vergebens gekämpft hat, nämlich gegen die Gewohnheit des Prinzen, nach dem Souper noch spät in die Nacht hinein aufzubleiben. Zuerst war der Prinz mißmutig. Infolgedessen war auch der Ton mißmutig. Dann war der Prinz griesgrämig. So war auch der Ton griesgrämig. Aber er ließ doch immer durchhören, daß er an eine Besserung im Befinden des Prinzen im Innersten glaube. Immer sagt ja der Sanatoriumsarzt, wenn der Kranke schon am ersten Tag über die Wurzerei rabiat wird und vor den Herausreißern Reißaus nehmen möchte, zu den Angehörigen: »Er wird sich beruhigen, er wird sich beruhigen, seien Sie ganz beruhigt, er wird sich beruhigen.« Richtig, er beruhigte sich. So daß er jetzt schon komplett ruhig ist. Jetzt fühlt er sich täglich wohler, sieht blühend aus, ißt gut, was will man mehr, unterhält sich und gedenkt natürlich noch lange Zeit zu verweilen, wiewohl er eigentlich schon pumperlgesund ist. Er will überhaupt nicht mehr weg. Er kann sich nicht trennen. Sein Wohlbefinden wirkt auf seine gute Laune nach, täglich macht er Spaziergänge und ist in bester Laune, was wieder, wie der Ton bemerkt, von seinem Wohlbefinden zeugt. Die Hoteldirektion zerstreut ihn, wie sie kann. Er hat sich bereits vollständig eingelebt. Die würzige Luft trägt das ihrige bei. Mit einem Wort, er fühlt sich wie zuhause. Fortwährend nimmt er etwas. Kein Mensch hat etwas dagegen. Um 8 Uhr morgens nimmt er ein Bad. Es wird zu diesem Zweck eine Wanne in das Zimmer gestellt, und ein Badewärter der Kuranstalt verabfolgt ihm die in der Kur vorgeschriebenen Waschungen und Abreibungen. Der Ton beneidet den Badewärter. Dann nimmt er — wir haben's uns gedacht — sein Frühstück. Bestehend aus. Nach einiger Zeit erscheint unter feierlichen Verbeugungen der Leibeunuch, und mit seiner Hilfe wird Morgentoilette gemacht. Es läßt sich gar nicht sagen, wie der Ton den Leibeunuchen beneidet. In die Fenster des Hotels darf niemand hineinschauen. Ausgenommen Rax

und Schneeberg. Der Ton beneidet sie. Schlag halb 1 wird das Dejeuner genommen. Bestehend aus. Das Menü bestimmt als oberste Behörde natürlich der Arzt. Natürlich. Hauptsach ist die Diät in solchen Fällen. Er scheint ein starker Esser zu sein. Aber das gibts hier nicht! Hier heißt's parieren und tun, was der Dokter sagt. Man gibt sich natürlich Mühe, in die Beschränkung Abwechslung zu bringen und auf die Besonderheiten Rücksicht zu nehmen. Nicht selten paradiert auf der Menükarte auch ein echter Pillaw alla turca. Bin ich brav? sagt der kaiserliche Rat, der natürlich den Ton des Tones hat, und was bekomm *ich*? Na doch auch etwas alla turca, womit man paradiere kann! Der Ton hat ein Herz für Medschidje und Bakschisch. Der Prinz benützt doch nicht zum Trinken etwa einen goldenen Becher? Ka Spur, einen gülden! Das ist, sagt der Ton etwas schalkhaft, das einzige, was an die Märchenpracht des Orients erinnert, sonst ist der Gast die Einfachheit selber. Der Ton hat den Männerstolz vor Königsthronen und den Humor vor Leibstühlen. Hohe Patienten behandelt er wie Kinder, weil sie sonst nicht nehmen, was man ihnen eingibt. No also, er ist ja brav, scheint der Ton immer zu sagen. Natürlich drückt er ein Auge zu und gestattet auch Extravaganzen. Zum Beispiel bleibt man in Edlach, wenn man eigentlich schon ins Betterl gehört, noch beim Kaffee zusammen. Der Kaffee ist natürlich schwarz und obligat und wird auf orientalische Art zubereitet. Wie alles in dieser Angelegenheit. Hier auf folgt die Siesta. Aber dann, »dann gibt es eine sehr wichtige Angelegenheit zu erledigen — das ...«, no no was ist denn — man kann sich auf den Ton verlassen, er ist ein feiner Ton, »das Bad« meint er, das gleich daneben genommen wird. Alles wird genommen. Nicht zu vergessen das Diner. Bestehend aus. Der Patient, der sich bekanntlich in Edlach aufhält, ist aber wie gesagt schon ganz frisch und hat durch sein liebenswürdiges, bescheidenes Auftreten sich rasch die Sympathien des distinguierten Publikums gewonnen, unter dem er sich bewegt. (Wiewohl ihm nicht viel Bewegung erlaubt ist.) Er ist schon ganz zahm. Wäre er Thronfolger in Persien, könnte man sagen, er frißt aus der Hand. Mit Politik beschäftigt er sich so gut wie gar nicht. Also sehr gut. Die jüngeren Mitglieder des Gefolges dagegen sind unternehmungslustiger, sie haben schon eine Ansprache im Hotel gefunden. Sie spazieren immer in der Gegend herum, auch bilden sie den Mittelpunkt vergnügter Gruppen, und alle Welt ist begeistert von der Liebenswürdigkeit — der Türken? ka Spur, der Fremden aus dem Reiche des Padischah ¹. Es ergibt sich ein Einverständnis: Der Prinz; hierauf Gefolge, Kurgäste, Ärzte, Landbevölkerung, Ritter, Pagen, Vertreter der Presse: ich bin der Pa — ich bin der schah. Und der Chor weiß schon: Er ist der Pa — er ist der schah. Dann gehts schon von selbst weiter: ich bin ein Prinz. Er ist ein Prinz. Kein Zweifel — Seine — Hoheit — sinds! ... Ich bin der di. Er ist der schah. Ich bin (Er ist) der Papa padischah ... Noch hätte der Ton nachzutragen, daß der Prinz, dem die Bewegung nicht erlaubt ist, kein Freund vieler körperlicher Bewegung ist und daß es dem Dr. Konried wieder einen wahren Kampf gekostet hat, bis er ihn dazu bekam, Bewegung zu machen, und daß dem Freund des Blattes, der auch ein Freund der Bewegung ist, jemand versichert hat, der Thronfolger habe die Schweiz Schweiz sein gelassen, liebe nur Edlach und halte Wien für die schönste Stadt Europas und seine Bewohner dementsprechend für die liebenswürdigsten der Europäer. Finale: Ich bin Prinz Jussuf Izzeddin, und drum gefällt's mir nur in Wien. Chor der Türken: Ja, nur in Wien. Ja, nur in Wien. Chor der Wiener: Am besten ist — er ist hier fremd — wir ziehn ihn aus bis

1 Kaum zu glauben, daß es einmal **solche** Türken gegeben hat: Sie leben von ihrem **eigenen** Geld und fahren nach einer gewissen Zeit wieder nach Hause! Wahrscheinlich war früher doch alles besser.

auf das Hemd! ... Es gebe überhaupt keinen liebenswürdigeren Menschen als den Österreicher. Der es sagte, war »ein hochgewachsener jüngerer Mann mit schwarzem Schnurrbart und dunklen Orientalenaugen«. Der Freund des Blattes hielt ihn deshalb irrtümlich für Nesib Bey. Es war Nebelwetter. Der türkische Thronfolger, der sich bekanntlich in Edlach aufhält, hat sich inzwischen vollständig erholt. Aber das Bild, wie er da hinausgebracht wurde, und dann die bange Zeit, bis man endlich hoffen durfte, und dann die Stadien der Rekonvaleszenz — wer das mitgemacht hat — das vergißt man nicht so bald. Man wird sich noch erkundigen müssen, und manchem wird es sich später einmal entringen: ich bin sonst nicht neugierig, aber wissen möchte ich, wie es dem türkischen Thronfolger Jussuf Izzeddin, der bekanntlich in Edlach weilt, jetzt geht. Während sich also inzwischen der türkische Thronfolger bereits vollständig erholt hat und der Ton froh war, daß er ihn so weit hatte — denn damit spaßt man nicht —, ist vieles andere noch vorgefallen, was den Ton in Schmerz und Freude zur Teilnahme zwang. Daß die Türkei ihm auch sonst Sorgen macht, weiß man. Und da der Ton bekanntlich ein Wiederkäufer ist und der Phantasie nichts zu verdauen übrig läßt, ja sie vollständig aushungert, so befaßt er sich auch mit den Sorgen, die sich als grundlos erwiesen haben. Er erzählt nicht nur alles, was geschehen ist, dreimal, sondern auch alles, was nicht geschehen ist, viermal. Aus einer Tatsache macht er ein Ereignis, aber wenn die Tatsache nicht eingetroffen ist, so ist es eine Katastrophe für den Ton. Wenn zum Beispiel an die Länderbank *kein* Telegramm gelangt ist, daß Bulgarien der Türkei den Krieg erklärt habe, so ist er durch drei Seiten erschrocken, braucht vier, um zur Ruhe zu kommen, und fünf, um erleichtert aufzuatmen. Dabei exzediert er natürlich in der Fähigkeit, schon im Titel alles das zu sagen, was den Artikel überflüssig macht. »Alarmierende Gerüchte über eine bulgarische Kriegserklärung.« »Ein Tag der Gerüchte und der Unruhe in der österreichischen Delegation.« Seine Titel sind durchwegs Jerichoposaunen über Mauern, die entweder schon vorher eingestürzt sind oder nie einstürzen werden. Jede Spitzmarke ein Schofar. Manchmal auch zwei. Manchmal auch nur ein Vibrationsapparat, der zur Massage verwendet wird. Besonders bei großen Gelegenheiten, wo Volk angesammelt ist, unentbehrlich. Denn der Ton sagt dann immer: die Leute begannen sich zu massieren. Wenn dies geschehen ist, zerstreuen sich die Leute gern. Auch das geschieht mit Alarm. Immer hat der Ton gellende Rufe nötig, um die Unentbehrlichkeit seiner Anwesenheit bei den Ereignissen zu betonen. Man hört förmlich den Krawall, den es wieder in der Redaktion gegeben hat. Man versteht endlich, was ein »Organ« ist. Der Ton, der sich wie zuhause fühlt, schreit mit den Redakteuren, er schreit mit dem Publikum, er schreit mit den Ereignissen. Diese Schreie vermitteln einem den Eindruck, daß Berserker auf die Börs' ziehen und homerische Helden direkt aus dem trojanischen Pferd in Österreich einbrechen. Es klingt etwa wie: »Eine englische Stimme über den Artikel der Neuen Freien Presse über die Dreadnoughts im Bau.« Denselben Furor betätigt der Ton, wenn er mit einem Satz in den Leitartikel springt. Zum Beispiel: »Tolstoi hat sich angeklagt.« Der Ton beruhigt sich nur, wenn er es mit besseren Leuten zu tun hat. Eine »Entente cordiale« wirkt kalmierend und ein Exposé imponiert ihm an und für sich dermaßen, daß er es mit drei e schreiben möchte'. Auch wenn man ihm ein Kommuniké gibt, gibt er Ruh. Aber besser ist schon ein Exposé. Welchen Kursvariationen war der Ton nicht in diesem ereignisvollen Herbst ausgesetzt! Er war heftig, wo er gereizt, zärtlich, wo er versöhnt wurde, er war besorgt, er war zufrieden — aber was immer er auch war, so war er immer auch nachdenklich. Scheinbar läßt er sich ja gehen; aber er weiß doch immer, welcher Welt Geschäft und Gefühl er zu verantwor-

ten hat. Da er von Haus aus ein Ton der Bildung ist, so wird ihm festlich zumute, wenn die Bildung Feste feiert. Er wird aber geradezu orgiastisch, wenn, wo Juristen tagen, gleichzeitig Priester zu tagen wagen. Vor dem Kruzifix sich würdig beherrschend und nur zwischen den Zähnen etwas murmelnd wie: Weit gebracht! hält er den deutschen Juristentag für die eigentliche Erlösung der Menschheit, und wenn noch dazu die Konzipienten zu tagen beginnen, so ist des Jubels kein Ende. Denn es tagt dann überhaupt. Er kann sich gar nicht fassen über diese glänzende Reihe von Trägern gediegener Namen, alle sind sie markant, die bei Tag über die Todesstrafe debattieren und abends in launigen Toasten brillieren, natürlich auf Wien und die Frauen, oder da die ernste Arbeit vom Frohsinn abgelöst wird, sich an Kneipzeitungen delectieren. Natürlich Straßenanzug. Warum? Der Ton erklärt es: Zu ernst, zu gemessen ist der Frack — für den heutigen Abend waren Fröhlichkeit und Herzlichkeit auf die Tagesordnung gesetzt. Überall sah man tatsächlich fröhliche Gesichter, überall bildeten sich Gruppen, und alles war in frischgewonnener Freundschaft zusammengeschlossen. Überall sah man, wie die Einheimischen sich bemühten, den Fremden aus dem Reiche, von einer kleinen Fischvergiftung abgesehen, den Abend so angenehm als möglich zu machen. Alles ging wie am Schnürchen und den Namen des Nestors Unger konnte man jedem förmlich von den Lippen ablesen. Eine alte Schwäche hat der Ton bekanntlich für den Männergesangverein und er ist deshalb sehr zufrieden, daß auch dieser sich im Kreise der Männer, die die ernste Arbeit hinter sich haben, ein neues Blatt in den Kranz seines Ruhmes geflochten habe. Welcher Sektionschef oder Vertreter des Reichsjustizamtes, der gegen die Abschaffung der Todesstrafe ist, wäre denn nicht gerührt, wenn er »O Dandle tief drunt' im Tal« zu hören bekommt? Was? Natürlich spielt auch die kulturelle Zusammengehörigkeit, die bei solchen Gelegenheiten herauskommt, die größte Rolle und es ist nur in Ordnung, daß hierbei, wenn einmal Berliner und Wiener Juristen schon beisammen sitzen, auch Beethoven in anerkennender Weise erwähnt wird. Auch sind Puffendorf (Hamm) und Runge (Kassel) hoch erfreut, daß sie endlich wieder mal mit Krticzka (Scheibbs) und Rosenbacher (Biala) gemütlich beisammen sein können. Man fühlt sich wie zuhause. Umgeben von einem duftigen Kranz von Gärten und inmitten eines Blütenkranzes deutscher Frauen gelangt die Geistesarbeit, nämlich ob man in dem Fall pfänden darf, zu einem gedeihlichen Abschluß. Der Ton ist einfach weg vor Begeisterung. Oft aber auch vor Verlegenheit. Natürlich ist der Ton selbst dort noch hörbar, wo er keinen Ton findet. Wenn hundertfünfzig Juristen an verdorbenen Fischen erkranken, so würde es ihnen, wenn man's weitertratschte, die Freuden des Banketts stören, und darum schweigt der Ton und stellt sich nach acht Tagen mit einem Achselzucken ein: »Angebliche Vergiftungsfälle nach dem Juristenbankett«. Nicht der Rede wert. Der Ton ist ja besorgt, aber die Angehörigen sollen ihm nichts anmerken. Der Ton wird erst in der Administration, wo er sich wie zuhause fühlt, gesprächig; denn dort sind Fischhändler erschienen und versichern, daß ihre Ware unschuldig sei. Der Ton interessiert sich nicht einmal dafür, ob die vergifteten Juristen nicht vielleicht in Ausübung ihrer schweren Pflicht gehandelt haben, um endlich einmal etwas zu erleben, indem sie sich entschlossen, die Merkmale des Tatbestandes der Übertretung gegen das Lebensmittelgesetz an ihrem eigenen Leib festzustellen. Freilich müßte er dann auch berichten, daß es ihnen nur gelungen ist, des Tatbestandes, aber nicht des Täters habhaft zu werden. Wiewohl geradezu Staatsanwälte erkrankt darniederliegen. Auch wenn hundertfünfzig Ärzte — gleich an Ort und Stelle, nämlich im Allgemeinen Krankenhaus — nach dem Genuß eines Nußstrudels erkranken, so gleitet der Ton mit der schlichten, aber beruhigenden Versiche-

nung darüber hinweg, daß es sich um eine Vanillinvergiftung handeln dürfte. Er interessiert sich nicht einmal dafür, ob die vergifteten Ärzte nicht vielleicht in Ausübung ihrer schweren Pflicht gehandelt haben, um die Erscheinungen einer Vanillinvergiftung an ihrem eigenen Leib festzustellen. Medizin und Jurisprudenz liegen darnieder. Die Philosophie ist zur Stunde gesund, denn sie kann in Ausübung ihres Berufes zwar verblöden, aber nicht erkranken. Und nun stellt sich heraus, daß leider auch die Theologie gesund ist. Wenn der Ton das Glück gehabt hätte, daß auch nur zwei Teilnehmer des Eucharistischen Kongresses bei der Ausspeisung erkrankt wären, er hätte sichs, weiß Gott, einen Leitartikel kosten lassen, und er hat wohlweislich nicht versäumt, jedes Unwohlsein, das sich im Gedränge ereignete, auf die mittelalterliche Tendenz dieser Veranstaltung zurückzuführen. Man muß aber Gottes Wunder preisen, daß der Ton, der so verschiedenartige Interessen hat, auch noch die Zeit zu einem ausgiebigen »Parsifalschutz« findet. Nicht nur, daß er unter der Hand Josefsblätter verteilt, als wär's ein Schwindelmittel für eine brustkranke Zeit. Er hat sich in den Tagen, da so viele Lebensfremde in Wien anwesend waren, entschlossen, gleich zehntausend Stück »Parsifalschutz« gratis abzugeben. Die Gräßlichkeit dieses Eindrucks, der natürlich nur ein Mißverständnis ist, hat der Ton verschuldet. Er tat so, als ob er die Kunst für ein so erhabenes Gut hielte wie die Ware selbst, und man mußte glauben, daß er es mit den reinen Toren, die nach Wien gekommen waren, gut meine und einen ausgiebigen Männerschutz Viro auch im Textteil propagieren wolle. Zu der widerlichen Indiskretion dieses Handels kam noch, um das Mißverständnis komplett zu machen, daß der Parsifalschutz auch das Entzücken der Frau war, denn manche bekannte Vorkämpferin hat zu dieser Frage das Wort ergriffen. »Allen Menschen soll alles Schöne zugänglich sein. Julie L.«, schloß sogar eine, eine andere erfüllte es mit Befriedigung, und ein kaiserlicher Rat fügte hinzu, daß er sich angenehm berührt fühle. Aber nicht nur, daß jeder zufrieden war, jeder bestellte auch gleich ein Dutzend. Denn es erhob sich ein großes Pro, Kontra und Rekontra, alles fragte: Haben Sie schon Parsifalschutz? und ein Chorus von Einsendern kicherte: Hihi, nämlich hie »Parsifal« — hie »lex Parsifal«. Die Frage, ob der Parsifal profaniert werden solle oder nicht, gelangte schließlich zur Entscheidung: es ist bereits geschehen und die schäbigste Aufführung auf der letzten Schmiere könnte nur als Erholung von dieser Debatte wirken, in der Leute, die sonst seriöse Erdbeben—Zuschriften verfassen, sich mit dem letzten Willen eines Künstlers auseinandergesetzt haben. Ich weiß nichts von Wissenschaft. Aber ich glaube, daß die Erde bebt, wenn solche Dinge im Anzug sind. Seit es diesen Ton in der Welt gibt, verfolgen sich die Jahreszeiten mit Haß und Mutter Natur mordet den neugebornen Frühling. Das eigene Kind getötet! Die Fliegen sind in den Himmel gekommen und fühlen sich wie zuhause. Der Ton, der, was immer er auch sagen mag, nur zwei Fragen an den Künstler hat — wenn der Künstler schafft: »Was haben Sie davon?« und wenn der Künstler haßt: »Was haben Sie gegen den?« — dieser Ton, dieser nämliche Ton hat als Zeuge darüber ausgesagt: ob Kunst oder Religion durch ihn entweiht werden könne oder nicht. Er hat die Frage verneint Er war nicht befangen. O, daß ich ihn vor Gericht stellen könnte, diesen Ton!

Glossen

EMILISA

das Entzücken der Frauen und Kinder! Also sämtlicher Bewohner von Österreich—Ungarn. »Das Kopf auf Kopf zusammengewachsene Geschwisterpaar, das einzig dastehende Naturwunder« — welche Gemeinsamkeit! Haben Sie schon Österreich—Ungarn gesehen? Auch alle Besucher unseres Panoptikums, die dem Rufe: Hereinspaziert! folgen, die sogenannten Fremden, haben ihre Freude an dem Völkerfreak. Welches Problem muß uns naturgemäß bewegen? Was dann geschieht, wenn Zwietracht ausbricht? Subtiler! Ob Lisa sich kratzen darf, wenn es Emilien juckt. Ob ein ungarischer Abgeordneter in Österreich hinausgeworfen werden kann. Zum Glück hat Emilie auf Lisas Rücken ein Wimmerl, wo sie sich exterritorial kratzen darf, ohne daß Lisa etwas dagegen einwenden dürfte und ohne daß sie selbst kratzen darf, weil sie nur daneben darf. »Dagegen darf natürlich außerhalb des exterritorialen Gebietes des Ministerialgebäudes ungarische Polizei absolut nicht ... « und wenn ungarische Abgeordnete auf der Straße demonstrieren, so darf die Wiener Polizei ... « Die Völkerrechtler — Anatomen, die das Monstrum fachmännisch interessiert — laufen herbei. Die Mitarbeiter haben Gelegenheit, ihnen »auf diesen rechtlich so komplizierten Fall Bezug habende Fragen vorzulegen«. Man wartet. Der Pavlik kommt. Der Pavlik ist schon da. Wer ist denn der Pavlik? Das ist der, der alles demonstriert Man wartet. Wann wird gekratzt? Da stellt sich heraus: es wird gar nicht gekratzt, weil es gar nicht gejuckt hat. Die Besucher des Panoptikums schimpfen und wollen ihre Quote zurück.

* * *

DER

Pavlik. So heißt er und so heißt fortan jeder, der es tut. Selbst das geistige Niveau dieser Länder hat noch einen Maßstab: in den Renommeen, die hier zustandekommen. Wenn man den Einwohnern von Österreich—Ungarn bewiese, daß auch die Scheuerfrau, die im Budapester Parlament arbeitet, an dem Zustandekommen des Wehrgesetzes einen Anteil hat, denn wenn sie es nicht täte, tät's eine andere, es wäre aber nicht mehr dieselbe: man würde auch die Scheuerfrau interviewen und sagen: Um punkt 9 Uhr betrat die Nemecek den Saal. Aber alles, was recht ist, sie würde nicht viel mehr interessieren als die Wehrvorlage und mit dem Polizisten, den man zum Hinausschmeißen der Abgeordneten braucht, könnte sie sich bei weitem nicht vergleichen. Die Tätigkeit ist es, was den Unterschied macht. Hinausschmeißen ist etwas, was nicht jeder kann, was aber alle verstehen. Darum wird auch der Funktionär, der es tut, noch ganz anders berühmt als jener, der sich weigert, es zu tun, und der Pavlik ist mehr als der Polyak, denn dieser ist zwar interessant, aber jener hat etwas Packendes. Wohl könnte man auch hier sagen: tät' er's nicht, tät's ein anderer. In andern Staaten nämlich; aber da wüßte man auch seinen Namen nicht. In Österreich—Ungarn heißt er nicht nur Pavlik, sondern der Pavlik, und jeder, der ihm nachgerät, ist ein Pavlik. Anderswo hat der Beruf keinen Namen, hier wird der Name zum Beruf, und man kann hundert gegen eins wetten, daß es noch nach vielen Jahren Gerichtsverhandlungen geben wird, weil der Polyak den Palagyi einen Pavlik genannt hat. Die österreichische Phantasie schafft fast künstlerisch: sie erhebt das Ephemere zur Gestalt.

Aber ihr ist das Ephemere nicht nur Anlaß, sondern Bedingung, und der Stoff muß danach sein. Wenn Herr Pavlik nicht hinausschmeißen könnte, wäre er nie der Pavlik geworden. Was macht der Pavlik, wenn er nichts zu tun hat? Was wird der Pavlik später einmal machen, wenn sein Name den Anforderungen, die man an den Namen stellt, nicht mehr wird entsprechen müssen und darum auch nicht mehr können? Im Parlament ist alles in Ordnung, und ein Polizeibeamter sitzt in seinem Büro und schreibt Akten — was? wird man sagen, dieses ist der Pavlik? Der Name überlebt die Tat. Der Pavlik wird dasein, wie der Wachposten im Petersburger Sommergarten, der noch nach hundert Jahren die Stelle hütet, wo die Kaiserin einst ein Blümchen bewachen ließ. Niemand weiß, warum.

* * *

DER SOZIALDEMOKRAT UND DIE MITTEL DES STAATES

Die Idee des Grafen Tisza wird reichlich durch den folgenden sozialdemokratischen Gedanken aufgewogen:

Graf Stephan Tisza ist Montag nachmittag in Begleitung seiner Frau von seiner Geszter Besitzung in der Hauptstadt eingetroffen. Die Ankunft erfolgte im Ostbahnhof. An den Arader Schnellzug war der Salonwagen des Präsidenten angekoppelt worden, die *zwei überwachenden Detektive* der Grenzpolizei saßen in einem Coupé zweiter Klasse. Im Ostbahnhof wurde Graf Tisza von den *Detektiven der Budapester Staatspolizei* Ritter v. Bialoskursky und Ladislaus v. Nanassy erwartet, die dem Grafen in einem Fiacer zu seiner Wohnung folgten. Um ½ 5 Uhr nachmittags begab sich Graf Tisza, *gefolgt von den Polizeibeamten*, die ihn während seines Budapester Aufenthalts *ständig zu überwachen haben*, zum Ministerpräsidenten, von dem er *wieder unter Detektiveskorte* ins Nationalkasino fuhr. Gestern und heute vormittag fuhr Graf Tisza aus seiner Wohnung in das Abgeordnetenhaus, wo er Präsidialgeschäfte erledigte. In einem zweiten Wagen *folgte abermals das polizeiliche Ehrengelieit ...* Woraus wohl deutlich hervorgeht, wie sicher sich Tisza, *auf dessen Seite das Volk stehen soll*, nun fühlt.

Die Gesinnung steht nicht zu hoch über jener, gegen die sie sich richtet, die Logik tief unter jener, die einem Parlament die Gliedmaßen ausreißt, damit das Herz einem Gesetz zustimme. Daß der Graf Tisza, der nicht nur Polizisten zum Angriff auf andere, sondern auch zum eigenen Schutz braucht, sich nicht ganz sicher fühlt, geht aus der statistischen Aufstellung der Arbeiter—Zeitung »wohl deutlich hervor«. Nicht ebenso deutlich der Widerspruch, in dem die Unsicherheit des Grafen Tisza zu seiner Popularität stehen soll. Es ist wahr, populär muß man bei einer Million sein, sonst ist man nicht populär. Aber um erschossen zu werden, dazu genügt es, daß man bei einem einzigen unpopulär ist. Die Freunde des Grafen Tisza behaupten, er habe sich seine Beliebtheit bei der Majorität dadurch errungen, daß er sich bei der Minorität unbeliebt gemacht habe und umgekehrt. Die Wirkungen seiner Persönlichkeit sollen geradezu Wechselwirkungen sein und so sehr der Ruf »Schuft!« dem Ruf »Eljen!« widerspricht, so erklärt sich doch der eine aus dem andern. Wenn nun eingewendet würde, daß jene, die jubeln, nicht zum Volk gehören, und daß einer, der das Volk »auf seiner Seite« hätte, die Polizei nicht brauchte, so wäre dieser Einwand falsch. Die Liebe des Volkes würde nicht einmal in einem sozialdemokratischen Staat hinreichenden Schutz gegen die Kugel eines Anarchisten bieten, der etwa für die Wiedereinführung der Leibeigen-

schaft demonstrieren wollte, und der wäre kein Feigling, der, um sich dieser Liebe zu erhalten, den staatlichen Schutz benötigte. Die Verspottung solcher berechtigter Unsicherheit ist nicht sozial, sondern demokratisch. Ebenso wie die Verherrlichung eines Schutzmanns, der sich geweigert hat, den Befehl seiner Vorgesetzten zu vollziehen. Da Nr. 2205 »nicht eine blind drein—schlagende Faust sein wollte«, sondern »wollte, daß sein Kopf zu seiner Hand ja sage«, so könnte es einer Parteidisziplin übel bekommen, wenn ein Parteijournalismus das Beispiel empfiehlt. »Ein Polizist, der ans Gesetz, der ans Recht, der an das Sittliche denkt«, statt an den Befehl zu denken, ist ein Vertreter jener tief unsittlichen, also seicht liberalen Idee, die das Instrument zum Individuum macht und das Hindernis psychischer Entscheidung in die Exekutive verlegt. Es ist antisozial, der Nummer, deren bequeme Einstellung in die Rechnung der Gesellschaft dem sozialdemokratischen Gedanken unentbehrlich ist und deren eigenwillige Belegung schon einem Parteitag unbequem werden kann, »ein Denkmal« setzen zu wollen. Daß sich Nr. 2205 »in einer Zeit, wo jedermann sich gern als Automat fühlt«, als Selbstdenker bewährt hat, darin sollte sich die Minderwertigkeit der Idee nicht vom Lob des Gefühls verkennen lassen. Die Teilnahme an dem Schauspiel, wie einem Automaten das Herz übergeht, steht tief unter dem Niveau der Schwindelgesellschaft, die den Automaten geliefert hat. Wer gegen ein Steuergesetz ist, wird sich in der Anerkennung des Steuerexekutors, der sich weigert es anzuwenden, selbst dann Schranken auferlegen müssen, wenn er den Gewinn davon hat, und der Friedensfreund, der nicht schwachsinnig ist, wird mit dem Krieg auch den Soldaten bekämpfen müssen, der sich weigert, auf den Feind zu schießen. Nur der geschworene Antipolitiker hat das Recht, sich als wohlwollender Betrachter einer zerfallenden Gesellschaft der Auflehnung eines Instruments zu freuen: nicht weil er die Gründe billigt, sondern die Auflehnung. Er darf auch den Gedanken dieser Erscheinung fortsetzen und sich an der Vorstellung laben, daß hundert Polizisten, gegen hundert Abgeordnete, die Gutsbesitzer sind, aufgeboten, hundert gute Posten der schlechten staatlichen Besoldung vorziehen könnten, und daß sohin eine schlechte Regierung ihre Gesetze nicht durchzudrücken vermöchte. Aber das ist eine kapitalistische Perspektive. Nr. 2205 hat vielleicht nicht, Aktualität und Stimmung wie ein Journalist erwägend, die Ertragsfähigkeit oder auch nur das gefühlsmäßige Echo der Weigerung berechnet oder bedacht. Aber der heroische Eindruck ist getrübt, wenn der Beamte von jenem belohnt wird, den er mit der Amtshandlung verschont, und Sozialdemokraten sollten vorsichtshalber nur dann applaudieren, wenn sich zufällig ergäbe, daß eine Nummer die schlechte Pflicht nicht einem guten Posten, sondern der Brotlosigkeit geopfert hat.

* * *

NOCH NICHT, ABER FAST

»Heute mittags ist mit dem Budapester Schnellzug der Polizei-
oberinspektor Pavlik, dessen Name durch die Obstruktionsskan-
dale im ungarischen Abgeordnetenhaus international geworden
ist, auf dem Staatsbahnhofe in Wien angekommen.

Oberinspektor Pavlik, der natürlich in Zivil reiste, ist allein hier
angekommen und wurde von niemandem erwartet. Er ist ein
großer, schlanker Herr, dessen ergrauter Schnurrbart *nach ab-
wärts gebürstet* ist. Das Gesicht ist energisch und intelligent.
Oberinspektor Pavlik, der in einem reservierten Coupé zweiter

Klasse fuhr, spricht vorzüglich Deutsch. Niemand in dem dichtbesetzten Zug wußte von seiner Anwesenheit. *Sofort* nach Verlassen des Perrons begab er sich in ein Hotel.

Herr Pavlik hat sich bis zur Stunde weder im ungarischen Ministerium in der Bankgasse noch bei der Wiener Polizeidirektion gemeldet ... «

Was zwar auffallend, aber vielleicht durch die weitere Tatsache erklärlich ist:

»Pavlik hat heute in Budapest als Vorsitzender einer Disziplinarkommission beigewohnt, die in der Affäre des Polizisten Polyak zu urteilen hatte. Nicht der Polizeioberspektor Pavlik, sondern Oberspektor Palagyi hat sich in Wien aufgehalten.«

* * *

ALLE HABEN SIE NACHDENKLICH VOR SICH HINGESCHAUT,

die Minister, der Graf Karolyi, der Pavlik, justament weil ich's nicht haben will, alle, alle.

* * *

MAN MUSS DIE LEUTE AUSREDEN LASSEN

»Der Tierarzt Szerdahely, der gestern bereits in der Universität vergeblich versucht hat, die Wiener Studenten zu einer Demonstration aufzureizen, hatte sich bereits den ganzen Vormittag durch sein aufgeregtes Benehmen im Burghof auffallend gemacht. Er wurde von Privatagenten, die in der Burg stationiert sind, scharf beobachtet. Als der erste Wagen einfuhr, versuchte er 'Das ist eine ungesetzliche Delegation' zu rufen. Er konnte aber nur 'Das ist eine un ...' schreien; schon hatte ihn der ständige Burgdetektive gefaßt und führte ihn in die Wachstube der Burggendarmerie, wo er festgehalten wurde. Er wird mit einer Geldstrafe bestraft und zur Abreise verhalten werden.«

»Der Tierarzt Szerdahely, welcher schon gestern die Leute in der Bankgasse zu harangieren versuchte, schrie in deutscher Sprache: 'Diese Dele ... !' Weiter kam er nicht. Zwei Polizisten hatten ihn bereits gefaßt ... «

»Der Tierarzt Szerdahely rief auf dem Burgplatz: 'Diese De ... ! Weiter kam er nicht ... «

Woher weiß man denn, was der Tierarzt Szerdahely hat rufen wollen? Da sieht man, was, die politische Aufregung imstande ist. Schon die Verschiedenheit der Versionen ist charakteristisch. Die Leute haben etwas zu hören geglaubt, weil sie den Tierarzt Szerdahely nicht ausreden ließen. In Wahrheit hatte er, jedenfalls noch beherrscht von dem Eindruck eines Sonntagsartikels, sagen wollen: »Das ist eine ungewöhnlich feinsinnige Schriftstellerin, diese Delle Grazie!«

* * *

EIN SONDERBARES SELBSTMORDMOTIV

»Ihr Ideal war nämlich, Schauspielerin zu werden, und zwar strebte sie gleich danach, an das Burgtheater zu kommen. Da ihr Wunsch unerfüllbar schien, hatte für sie das Leben keinen Reiz und sie beschloß, in den Tod zu gehen.«

Daß der Wunsch unerfüllbar war, muß ihr ein Laie eingeredet haben. Der Fall ist unglaublich. Wie die Dinge heute liegen, mußte die Meldung lauten: Ihr Ideal war, Schauspielerin zu werden. Da sie aber ans Burgtheater engagiert wurde, hatte das Leben für sie keinen Reiz mehr und sie beschloß in den Tod zu gehen.

* * *

DAS ALTE GUTE PRINZIP

» die Neubesetzungen, die jetzt von dem unter Thimigs Leitung wirkenden Kollegium veranlaßt werden und wobei das alte gute Burgtheaterprinzip, *auch* die kleineren und kleinsten Rollen *mit ersten Schauspielern* zu besetzen, wieder zur Anwendung kommen soll.«

Ausgezeichnet! Sich nicht genieren und schnell zur Anwendung bringen! Solche Experimente sind immer sehr interessant. Denn man ist gerührt, wenn ein ehemaliger Millionär heute schnorren geht. Aber man ist neugierig, wenn er den Entschluß verkündet: Ach was, dieses Hundeleben ist mir schon zu fad, ich werde jetzt das alte gute Prinzip wieder zur Anwendung bringen und mir eine Equipage halten.

* * *

BLUMENTHAL, WALD UND LYRIK

Auch Oskar Blumenthal, der Lose, treibt Scherze mit der Karlsbader Kur, die eine Askese ist, von welcher man zu den lebenswürdigen Torheiten des Winterlebens zurückkehrt und so. Man kann aber schon während der Kur lebenswürdige Torheiten begehen und es ist eine bekannte Fahrlässigkeit der Karlsbader Ärzte, daß sie ihren Patienten nicht die Karlsbader Briefe verbieten. Dazu kommt die alte Gewohnheit des Herrn Blumenthal, von Lyrik nichts zu verstehen und vor jedem neuen Gedichtband, der ihm in die Hände fällt, das Ironische zu bekommen, in der Art jener Briefkastenredakteure, die man mit Goethe—Zeilen hineinlegt. Herr Blumenthal hat in der idyllischen Waldeinsamkeit, von der er öfter schwärmt, ein modernes Gedichtbuch gelesen. Die Waldeinsamkeit ist jener Zustand, den auch der Wald bevorzugt und um den ihn Herr Blumenthal immer dadurch bringt, daß er ihn mit ihm teilt. Diese Teilung ist die denkbar unehrlichste. Denn während Blumenthal die Fähigkeit hat, in der Waldeinsamkeit »ins Weite zu träumen«, und diese Fähigkeit auch rücksichtslos durchsetzt, ist dem Wald in der Blumenthal—Gemeinsamkeit ein ähnliches Glück versagt. Ich glaube, daß der Wald, wenn es ein Eichenwald ist, in solcher Lage höchstens an die Zukunft denken und von der Konjunktur des Knoppernmarktes träumen kann. Herr Blumenthal rühmt sich aber, daß er im Wald noch eine zweite Möglichkeit hat nämlich die, »lautlose Zwiesgespräche mit einem Buch zu halten«, die er dann veröffentlicht. Er kann

sich also im Wald über einen Lyriker lustig machen, während der Wald, dem auch diese Gabe versagt ist, einen Satiriker wie Herrn Blumenthal durchaus ernst nimmt. Es ist angenehm, daß man beim Erdbeerensuchen jetzt immer wieder Herrn Blumenthal begegnen kann, dessen älpisches Wesen so würzig aus dem Ischler Boden hervorsticht, schwarz wie die Erde und rot wie die Beere. Aber was ihm fehlt, ist doch jenes einzige Talent, das man dem Wald lassen muß, das Talent, zu schweigen. Blumenthal findet im Wald, daß die modernen Lyriker absurde Wortverbindungen lieben, und bezeichnenderweise fühlt sich sein feines Gehör durch ein Quellchen beleidigt, das »sich wichtig um die Mauerecke schwatzt«. Das ist ihm ein »Schulbeispiel modischer Sprachverzerrung«. Es wäre überflüssig, Herrn Blumenthals Natursinn auf jenes Wasser zu verweisen, das sich bei Liliencron selig durchs Gelände schwatzt. Und es ist gleichgültig, ob der Lyriker, der jeweils Herrn Blumenthal reizt, ein Dichter ist. Die Proben können nie gegen ihn sprechen, denn so wahr ein Vers sich unter Wurstfingern in Wurst verwandelt, so kann das Schlechte, das Herr Blumenthal findet, gut sein. Darum verteidigt man, wenn ihn Herr Blumenthal angreift, auch in einem Dilettanten immer den Künstler. Daß sich ein Quellchen wichtig um die Mauerecke schwatzt, kommt ihm unmöglich vor. Wenn Herr Blumenthal von »Neutönern« schwatzt, so ergibt das eine viel geläufigere Vorstellung. Die Metaphern, die seinesgleichen gebraucht, würde er gewiß nicht übernehmen, wenn sie nicht schon erprobt wären. Es ist aber gar nicht auszudenken, daß es einmal eine Zeit gegeben hätte, in der man Herrn Blumenthal einen Neutöner genannt hätte, wenn nämlich die ausgespuckten Sätze, die ihm schmecken, in seinem Mund entstanden wären. »Träge Gewänder« findet er absurd und reißt sie dem Lyriker herunter, weil sie noch nicht von Herrschaften abgelegt sind. Zum Glück lassen wir uns heute nicht mehr verblüffen, wenn: Karlsbad ein zwischen Wäldern und Felsen eingebettetes Sanatorium ist und Erregungen keinen Eingang in das ehrsame Bad finden dürfen, dennoch aber Spiel und Sport sich ihren Platz erschlichen haben. Wenn der Schloßbrunnenfelsen nackt und kühn in die Gasse hinauspringt und die üppigen Wipfel des Waldes den Häusern vertraulich über die Dächer schauen, während die schlanken Türme der Aussichtswarten in alle Straßen hineinblicken und das Gestein hie und da seine Felsschultern mitten zwischen die Häuser drängt. Wenn hohe Kastanien ihre Wipfel über den Weg wölben und eine kurze Atempause im Gestöber der Stunden uns gönnt ist. Und wenn im Herbst, wo die Flut der Kurgäste schon zu verebben beginnt, die Birken ihre lichtgrünen Schleier um das Gelände senken und der Wald als eine einzige grüne Welle emporschwillt. Heute hat sich Karlsbad verändert, und wenngleich der Blick stets auf ein Haus fällt, in welchem einst Goethe gewohnt hat, so darf man doch nicht vergessen, daß er nur ein Trockenwohner für Herrn Blumenthal war, nämlich ein Neutöner.

* * *

NORDAU GEGEN NAPOLEON

Napoleon hat in Rußland Unglück gehabt und Nordau weiß, wie es hätte vermieden werden können. Er gibt nachträglich einen Rat, der sich im Wiederholungsfall hoffentlich bewähren wird. Also:

Napoleon mußte Preußen vollständig opfern, Schlesien und Tirol Österreich zurückgeben, Bayern mit Rheinbundgebiet entschädigen. Er mußte Schweden, dessen Kronprinz, sein Marschall Bernadotte, zwar auf der Hut, doch nicht unzugänglich war, durch die

Zusage der Abtretung Finnlands gewinnen, Polen vorbehaltlos, auch mit dem von Preußen wieder loszureißenden Posen, als unabhängiges Reich, am besten mit einem Bruder des Kaisers Franz als König, wiederherstellen, mit der Türkei, die zwar zerrüttet, doch nicht gelähmt war und noch ihr Janitscharenheer besaß, ein Bündnis schließen, das ihr die Krim und ganz Südrußland, soweit es tatarisch durchsetzt war, wiedergab. Von allen Seiten, von Norden, Westen, Süden, mußten Heere in Rußland einbrechen, nicht nur Franzosen und Bayern, am allerwenigsten eine schwache Streitmacht widerwillig mitziehender, grimmig franzosenfeindlicher Preußen, die sich ja auch beeilten, bei Taugoggen abzufallen, sondern begeisterte Polen, revanchegierige Schweden, reichlich entschädigte, vaterländisch befriedigte Österreicher, von neuen Hoffnungen trunkene Osmanli. Der Krieg mußte damit beginnen, daß diese Bundesgenossen die ihnen überlassenen, aus dem Leibe Rußlands und Preußens geschnittenen gewaltigen Gebiete an sich rissen, sich darin festsetzten und endgültig einrichteten. Das dann noch übrig bleibende Rußland, auf den Stand des einstigen Großfürstentums Moskau mit der Republik Nowgorod zurückgeführt, war von vornherein als Großmacht vernichtet und es hatte nicht viel zu bedeuten, ob es Frieden schließen wollte oder nicht.

Nachdem Nordau auf diese Art Europa aufgeteilt und die Landkarte besser redigiert hat als Napoleon in seiner besten Zeit, sagt er schlicht:

Das scheint, heute in kurzen Worten dargelegt, ein tolles Hirngespinnst. Aus der politischen Lage von 1812 gesehen, ist es ein durchaus erwägenswerter und sehr wohl ausführbarer Plan. Aber freilich, um ihn zu ersinnen und zu verwirklichen, mußte man kühn bis zur äußersten Verwegenheit sein. Das aber war Napoleon nicht oder 1812 nicht mehr. Es klingt seltsam, beinahe komisch, ist aber buchstäblich wahr: es fehlte Napoleon, für den das Schlachtfeld keine Schrecken hatte, an bürgerlichem Mut, an jenem Mut, dem es vor keiner Folge eigener Vorsätze und Entschlüsse bangt. Er wagte nicht mehr die rücksichtslosen Umkrempe- lungen der Weltkarte, mit denen er seinen Aufstieg begonnen, hatte.

Es klingt seltsam, beinahe komisch. Dennoch kann nicht bezweifelt werden, daß Nordau, der im Gegensatz zu Napoleon kühn bis zur äußersten Verwegenheit ist, den Plan, den er ersonnen hat, auch zu verwirklichen imstande wäre. Nordau gibt zu, daß der junge Napoleon, damals, »als er Verstragödien im Stil Corneilles träumte, eine lodernde Phantasie hatte«. Später noch erwog er einen Kriegszug nach Indien durch die Türkei und Persien. Seinen Krieg mit Alexander hätte er »mit Einfällen dieser Art ins Werk setzen müssen. Es mußte ein ungeheures Abenteuer nach dem Zuschnitt der Geschichten von Tausend und einer Nacht werden.« Aber Napoleon hatte eben nicht mehr die Phantasie Napoleons und noch nicht die Phantasie Nordaus, nicht diese speziell über den Orient orientierte orientalische Phantasie. Sein Einfall in Rußland war deshalb kein Einfall, der für ein Feuilleton ausreicht. Und der Feldzug von 1812 ist nicht nur ein Triumph Alexanders I., sondern auch:

die erbarmungslose Bestrafung der *Unzulänglichkeit eines anderen Menschen, Napoleons I.*, der sich auf ein ungeheures Unternehmen einließ ohne den Fernblick, der die Grenzen eines Wagnisses absieht, und ohne die dämonische Entschlossenheit, in einem begonnenen Abenteuer bis zum Alleräußersten zu gehen.

Mit einem Wort, es hat ihm der bürgerliche Mut gefehlt, mit dem Nordau schon heute Europa umwälzt. Mit einem Federstrich. Aber gebt ihm erst das Königreich, das ihm zugehört, gebts es ihm und ihr werdet Einfälle nach Europa erleben, daß der Klio das Schreiben vergeht und statt ihrer die Cloeter den Griffel übernimmt. Kleinigkeit, was sich da tun wird: Preußen wird selbstredend vollständig geopfert. Schweden bekommt Finnland zurück und Brandes, der nicht unzugänglich ist, wird König, Posen wird von Preußen abgerissen und an Harden zurückgegeben, Polen wird vorbehaltlos als unabhängiges Reich, am besten mit einem Bruder des Gelber wiederhergestellt, die Türkei, die zwar zerrüttet, doch nicht gelähmt ist, wird an Münz abgetreten, und alle Bundesgenossen müssen diese gewaltigen Rubriken an sich reißen, endgültig einrichten und sich darin festsetzen, indem von allen Seiten, von Norden, Westen, Süden, Osten Bankdirektoren in Rußland einbrechen, begeisterte Polen, revanchegieriger Ungarn und von neuen Hoffnungen trunkene Freunde unseres Blattes seit der Gründung überhaupt. Nachdruck wird nicht honoriert, Österreich bleibt im Übersatz, der Reinertrag fällt der Concordia zu.

* * *

DER KRIEG IST UNVERMEIDLICH

denn

wenn sie so weit gegangen sind, wenn sie gegen die Ratschläge handeln, die Europa, man kann sagen seit Monaten, ihnen erteilt hat, so ist *schwer einzusehen, wie sie es anfangen sollten*, um jetzt, wo *das Schwert bereits aus der Scheide gezogen ist ... den Degen wieder zu versorgen*.

* * *

WER WIRD SICH DENN SCHEUEN?

Ischl, 18. August: *Die Phrase vom Kaiserwetter klingt so abgedroschen, daß man sich scheut, selbst eine Umschreibung des Wortes zu verwenden ... Tausende Hände ... Flaggengala angelegt ... Metropole des Salzkammerguts ...*

Man soll sich also nicht scheuen, sondern immer resolut das tun, wozu man Lust hat. Nichts ist abgedroschen. Die Sachen wirken immer wieder frisch. Zum Beispiel:

Celerina, 18. August: Anlässlich des Kaiserfestes ist der Ort mit schwarzgelben Flaggen geschmückt. Auf Antrag des Herrn Angelo von Ei —

Also nur keine Befangenheit.

* * *

ENDLICH EINMAL EINER, DER JEDER PHRASE AUS DEM WEG GEHT

» ... Geheimrat Brunner nahm nun den Sitz des Präsidenten ein ... Er spricht liebenswürdig, fließend, *geht jeder Phrase aus dem Weg und wird jedesmal, wenn er von dem eisernen Bund deutscher und österreichischer Juristen, von dieser tiefinnerlichsten*

Verbrüderung des Nordens und Südens, Ostens und Westens des deutsch—österreichischen Sprachgebietes spricht, von stürmischen Bravo—Rufen und Beifallsklatschen unterbrochen ... «

Aus der Rede:

» ... Als die ständige Deputation die Frage erwog, wen man für Wien als Vorsitzenden vorschlagen soll, gab es ein Duell zwischen mir und einem österreichischen Mitglied der Deputation. Nach meinem persönlichen Empfinden hätte es sich empfohlen, das Präsidium diesmal einem Österreicher zu übertragen, aber wie im Leben der Völker, so bewahrheitet sich mitunter auch im Leben des einzelnen, daß es mit dem Satz: *beneficia non obtruduntur* nicht immer ganz genau genommen wird. Wenn ich, wie Sie in figura sehen, schließlich unterlag, so war es der Appell an meine österreichische Herkunft, was mich veranlaßte, die Waffen zu strecken ...

* * *

AUS DEM ATELIER

» ... Während alle anderen Herren vom Präsidium, den Ausschüssen und der Regierung im Salonrock erschienen sind, trägt Justizminister Dr. v. Hohenburger den Frack. Er spricht in weicher, österreichischer Art, gewinnt im Nu die Sympathien des ganzen Hauses, erzeugt Stimmung und reißt mit sich fort. Die Damen auf der Galerie lächeln einander zu, klatschen lebhaft Beifall, es kommt eine gute, warme Stimmung in den großen Saal, durch dessen Glasdecke jetzt die Sonne ein gelbliches Licht wirft ...

Der Vertreter des deutschen Reichsjustizamtes, Geheimer Regierungsrat Dr. Delbrück, ist der nächste Redner. Er spricht markant

...

Man kann nun in diesem Auditorium wieder interessante Beobachtungen machen ... Da sitzt ein eleganter, schlanker Herr in mittleren Jahren. Er sieht dem jeweiligen Redner voll ins Gesicht, hält einen Bleistift in der Hand und notiert, scheinbar ganz unwillkürlich, markante Worte in die Festschrift, die vor ihm liegt. Es ist die Attitude des Verteidigers ... Die Damen verlassen die Galerie und strömen nach kurzen Verabredungen mit ihren Herren dem matten Sonnenlicht entgegen, die Herren stürmen das Buffet ... «

* * *

IN GEMEINSAMER NOT

» ... Braucht es mehr, um den Lorbeern des Juristentages ein neues Reis beizufügen? Vielleicht noch eines: eine Atmosphäre *angenehmen Behagens*, die den Meinungsgegensätzen jeden Stachel nimmt und unsere lieben Gäste *vergessen läßt*,

» ... Wie wir erfahren, hat das große Festbankett, das zur Begrüßung der Gäste des Deutschen Juristentages im Sophiensaal stattfand, eine große Zahl von *Vergiftungsfällen* im Gefolge gehabt, die man auf den Genuß *verdorbenen Fischfleisches* zurück-

daß sie nicht zu Hause sind. Was das anlangt, genügt es zu sagen, wenn es nicht zu unbescheiden klingt: Sie sind in Wien! Sie werden mit offenen Armen aufgenommen. Wir fühlen uns mit den Gästen aus dem eng verbündeten Reiche eins. Wir bringen Ihnen allen unsere wärmsten und aufrichtigsten Gesinnungen entgegen und möchten es Ihnen auf jede Weise zeigen, wie hoch wir Sie einschätzen und wie froh es uns macht, daß wir so viele wertvolle Freunde und Berufsgenossen mit ihren Damen nun bei uns sehen dürfen. Wenn uns die Gunst beschieden ist, daß unser guter Wille sich verwirklichen kann, dann werden die Tage unseres Beisammenseins für Sie ein freundliches Erlebnis, für uns wahre Festtage werden. Sollte trotz unseres Bemühens nicht alles zu Ihrer Zufriedenheit ausfallen, dann bitten wir Sie, dies nachsichtig zu beurteilen, und überzeugt zu sein, daß wir nach Kräften bestrebt waren, solchen Enttäuschungen vorzubeugen ... Unsere Vereinigung kann auf Ihre Leistungen mit Genugtuung zurückblicken ... Sie hat in der Rechtsgeschichte Spuren zurückgelassen ... Alle, die unserer Einladung gefolgt sind, heiße ich nochmals auf das herzlichste in der alten Kaiserstadt willkommen und gebe dem Wunsche Ausdruck, daß Sie sich in unserer Mitte während der Arbeit wie in den Stunden der Muße und Erholung wohlfühlen mögen! ... « » ... Nicht nur Wien als den Gastgeber des Juristentages, sondern jenes Wien will ich feiern, welches im Walkürensinn durch Jahrhunderte hindurch Gastgeber der ganzen Welt gewesen ist, welches die Welt in verschwenderischer Fülle mit Gastgeschenken aus dem unerschöpflichen Schatz seiner Kulturarbeit überschüttet hat. Denn Wien ist nicht etwa nur eine Stätte verfeinerten und freudigen Lebensgenus-

führt. Es sollen insgesamt 150 bis 200 Teilnehmer an diesem Bankett infolge solcher Vergiftungen erkrankt sein ... Viele litten an Krämpfen und starker Darmkolik und fühlten sich derart unwohl, daß sie ihre Teilnahme an den Kongreßveranstaltungen der folgenden Tage absagen mußten. Bei den meisten traten die Krankheitserscheinungen etwa vierundzwanzig Stunden nach dem Essen im Sophiensaal auf ... Durch eine Umfrage wurde festgestellt, daß mehr als hundert Personen unter ganz gleichen Symptomen erkrankt waren, und zwar stellte sich heraus, daß alle diejenigen von dem schmerzhaften Unwohlsein heimgesucht wurden, die von einem kalten Fischgericht, das an jenem Abend serviert wurde, genossen hatten. Die meisten Patienten, von denen viele ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen mußten, erholten sich, freilich oft erst nach mehreren Tagen, von dem heftigen Krankheitsanfall ... Da nun bei dem Ortsausschuß auch schriftliche Beschwerden einzelner Patienten einliefen, ging man der Sache weiter nach, und durch die Ermittlungen, die gepflogen wurden, ließ sich folgendes feststellen: An dem Begrüßungsabend hatten ungefähr 2000 Personen teilgenommen. Bei der Mahlzeit wurden bloß kalte Platten gereicht. Zu den Gerichten, die man den Gästen vorsetzte, gehörte auch kalter Fisch, und zwar war es der bekannte Schill, den man abgessotten in ganzen Stücken herumreichte. Auf gesonderten Platten wurde die dazu gehörige Fischmayonnaise aufgetragen. Vielen Gästen fiel der etwas sonderbare Geschmack des Fisches bereits auf, da aber die Auswahl der Gerichte keine große war und man den eigentümlichen Geschmack einem Fehler in der Zubereitung zuschrieb, wurde der Fisch dennoch von vielen gegessen. Es ist nun auffallend, daß nur

ses ... Nach dem Falle der bedrückenden und beengenden Festungsmauern hat sich diese alte Stadt dehnen, strecken und verjüngen können, hat sich ein duftiger Kranz von Gärten den herrlichen Baupalästen zugesellt, die, wie ein *Lied ohne Worte*, wie ein *sagenumspunnenes Märchen*, den modernen Menschen vergangene Zeiten romantischer Poesie wieder vor die Seele zaubern ... So ist es denn kein Zufall, daß gerade in dieser Stadt, der die Grazien von der Wiege bis zum heutigen Tage treu geblieben sind und hoffentlich in aller Ewigkeit treu bleiben werden, auch der Reichsdeutsche *Beethoven* seine unsterblichen Werke geschaffen hat, daß gerade auf diesem Boden die *Eroika* und die *Neunte Symphonie*, daß gerade hier auch die Musik zu dem himmelhoch jauchzenden hohen Lied der Freude entstanden ist. Umso mehr kann es bei flüchtigem Blick verwundern, daß in der Wiener Volksseele dicht neben einem solchen Optimismus und der so vollberechtigten *Lebens— und Genußfreudigkeit auch der bittere Zweifel* und leider auch die schlimmste und unproduktivste aller menschlichen Eigenschaften seine Stätte gefunden hat, der trostlose, niederziehende *Pessimismus*. Aber dieser Vorgang ist doch *leicht verständlich* ... Niemand *leidet mehr* als der Bürger dieser Stadt unter der schreienden Dissonanz zwischen dem unstillbaren Einheitsbedürfnis universal gerichteter Menschen und den lichten Höhen der Ideale einerseits und den *harten Notwendigkeiten* des Daseinskampfes andererseits. Aber gerade diese seelischen Kämpfe, *dieser jähe Wechsel zwischen 'himmelhoch jauchzend und zu Tode betrübt'* bringt uns den Wiener nicht nur menschlich, sondern landsmännlich besonders nahe ... genau so, wie man bei uns im Reiche keinen besse-

diejenigen, die von diesem *Fischgericht* aßen und fast alle zu derselben Zeit erkrankten. Dadurch erscheint jeder Zweifel ausgeschlossen, daß der Genuß des *Fisches* die Ursache dieser Massenerkrankungen war, und ebenso gewiß ist es, daß der *Fisch verdorben* war. Dagegen ist es sehr schwer, die Frage zu entscheiden, wer die Schuld an diesem *Versehen* trägt ... Es ist möglich, daß *Fische*, die schon vor dem Versand verdorben waren, selbst wenn sie später aufs Eis gelegt werden, beim Genuß trotz der sorgfältigsten Zubereitung Krankheiten erzeugen. Manche sind auch der Ansicht, daß ein Teil der *Fischgerichte*, da ihre Zubereitung bei der Masse der zu speisenden Gäste schon einige Tage vor dem Mahle beginnen mußte, *zulange gelegen* ist und dadurch in Verwesung überging. Unter den Erkrankten befinden sich *sowohl österreichische als auch auswärtige Festgäste* ... Einige der Erkrankten erlitten leichtere Anfälle, bei anderen stellten sich ernste Übelkeiten ein ... Im Einvernehmen mit der Staatsanwaltschaft hat das Sicherheitsbüro der Polizeidirektion *Erhebungen* darüber eingeleitet, um festzustellen, ob eine Übertretung gegen das Lebensmittelgesetz vorliegt ... Durch die Untersuchung konnte bisher noch immer nicht eruiert werden, wen die Verantwortung eigentlich trifft. Da das Vergehen wahrscheinlich als unwissentliche Übertretung des Lebensmittelgesetzes zu qualifizieren ist, gehört es in die Kompetenz des Bezirksgerichtes, und seine Ahndung dürfte daher dem Bezirksgericht Josefstadt übertragen werden. Man nimmt drei Möglichkeiten an: daß die *Fische* schon ursprünglich verdorben waren, daß sie durch *zu langes Liegen* in zubereitetem Zustand in Verwesung übergingen, oder daß durch die Platten, auf denen man die *Fi-*

ren Ausdruck ungemessener Fröhlichkeit und Behaglichkeit sich denken kann, als die Anstimmung des Liedes: »*Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin ...*« Ja, deutsch ist die *Zähigkeit*, mit der man hier an den *alten Sitten und Bräuchen* hängt ... Wir aber erwidern diese deutsche Treue mit Herz und Hand und mit den Worten der 'Spaziergänge eines Wiener Poeten':

Das Band, das solch ein Geist uns wand,
kein Eisen kann's zerhauen,
den Pfad, den sich die Liebe band,
kein Markstein ihn verbauen.

Wir hoffen und erwarten, daß auch die Diplomatie, die zur Erhaltung und Ausführung des Herzensbündnisses beider Völker berufen ist, sich immer die poetischen Worte Grillparzers gegenwärtig halten werde: *Gemeinsame Hilf' in gemeinsamer Not* hat Reiche und Staaten gegründet ...

sche servierte, eine Verunreinigung des Fleisches herbeigeführt wurde. Tatsache ist, daß der Aufschnitt zum großen Teil schon am Tage vor dem Mahle in den Platten hergerichtet worden war. Die Zahl der Erkrankten wird in informierten Kreisen auf etwa 150 geschätzt ... *Am peinlichsten berührt* von dem Vorfall waren natürlich die Mitglieder des *Komitees, von denen übrigens auch einige* an den Folgen des genossenen *Fischgerichtes* erkrankt waren ... Wir werden ersucht, mitzuteilen, daß das Arrangement des Mahles im Sophiensaal nicht in den Händen des Pächters dieses Etablissements, Herrn *Hysam* lag, sondern von einem anderen Wirt in der Innern Stadt herrührte, der mit der Herstellung der Tafel betraut worden war. Übrigens befand sich Herr *Hysam selbst unter den* nach dem Essen Erkrankten ... «

* * *

DAS GEISTIGE NIVEAU DER JURISTEN

» ... worauf Geheimer Justizrat Dr. Bachrach einen Toast ausbrachte. Er sagte: 'Ich will nicht auf die Frauen, ich will auf ein Damenquartett sprechen. Die erste Dame ist Ihnen nicht allzu sympathisch. Sie ist so sphinxartig, ewig alt und ewig jung, sie trägt eine Binde vor den Augen — (Zwischenruf: Wir wissen schon!) Doktor Bachrach: Nachdem Ihr Scharfsinn sie erkannt hat (Heiterkeit), will ich nur sagen, daß sie auch eine Frau ist, die nicht leicht das Schwert senkt, das sie in der Hand trägt. Wir haben ja gestern versucht, das Schwert in ihrer Hand ein wenig zu lockern, und einer unserer beredtesten Wortführer, der unsre Tafel ziert und vor dessen großer Beredsamkeit und wissenschaftlicher Größe Freunde und Gegner sich huldigend verbeugt haben (Lebhafter Beifall. Rufe: Hoch Liepmann), bemühte sich, ihr das Schwert überhaupt zu entwenden.'

Der Redner feiert als zweite Frau die Presse als Palladium der Freiheit und des Fortschritts, als Lebenselement eines jeden Rechtslebens. Die dritte Dame ist die Bergfee, die die Gäste mit Hilfe der so sorgfältig geleiteten und auch heute so außerordentlich bewährten Südbahn auf den Semmering geführt hat. Die vier-

te Dame ist aber die Frau katexochen, die deutsche Frau, von der das Wort gilt: 'Von Freude sind die Frauen genannt.' Auf dieses Damenquartett erhob Redner sein Glas. (Lebhafter Beifall.)

Die fünfte Frau ist die Intelligenz, die sechste die Heiterkeit und die siebente die Prinzessin Louise von Coburg.

* * *

DAS LIEBESLEBEN BEI DEN MENSCHEN

Die Exzentrische

Regen Briefverkehr mit intelligenten Herren über 30 Jahre sucht eine Dame, deren Ideale sind: Seifenblasen, Heine, Matterhorn, Luftschlösser, Spiritismus, Schlagobers, Sternschnuppen. Juden bevorzugt. Briefe unter »Lügnerin« an das Ankündigungsbureau d. Bl.

Matterhorn, Luftschlösser, Spiritismus und Sternschnuppen: das lügt sie. Auf so ausgefallene Sachen werden sich die intelligenten Herren über 30, Juden bevorzugt, auch nicht einlassen. Aber Seifenblasen, Heine und Schlagobers — darüber läßt sich reden.

Die Praktische

Dame von Welt sucht ehrbarst auf diesem Wege vorurteilsfreien Berater und Beschützer mit vornehmer Gesinnung, der nicht allein mit Rat, sondern auch mit Tat beistehen kann

Die Pikante

Geistreiche junge Dame von großer, imposanter Erscheinung, man sagt schön, wünscht ehrb. Korrespondenz mit vornehmer Persönlichkeit. Werte Anträge unter »Domino«

Der Glückliche

Golder!! Die furchtbare
Sehnsucht nach meinem süßen
Weiberl läßt mich nicht mehr
zur Ruhe kommen und freue
ich mich auf das Wiedersehen
Samstag, falls Du mich nicht
schon vergessen hast. 1000
unserer Küsse, Dein B.

Der Unglückliche

Madeleinetscher!! Dein
Schweigen quält mich wahn-
sinnig. 18816

Der Jud

Achl Wärest Du mein
Eigen, Du, eine geistig u. körper-
lich gesunde, ebenbürtige Ehe-
kameradin aus nur intellig. Milieu,
über 30 J, die Zeit u. Sinn
für eine gediegene, bereits vor-
handene Häuslichkeit hätte. Bewer-
ber herzensgut, freidenk. Isr. u. keine
Dutzendnatur, viel gereist, Spezial-
arzt, 15 Jahre in Budapest ansässig.
Makelloser Vorleben. Mögl. aufrich-
tige wie ausführliche Zuschriften
unter »Lebensinhalt Nr. 7651«....

Der Christ

First class-Heirat. Intell.
Herr in guter leitender Position,
aus anges. hoher Beamtenfamilie,
Christ, sucht behufs Ehe eine
hübsche Dame von bester Bildung
des Geistes und von vertieftem
Empfindungsleben, die ethische
Werte geben kann, im Alter
von zirka 23 bis 32 Jahren kennen
zu lernen. Einheirat in Prima-
Fabrik oder kaufm. Unterneh-
men angenehm. Gefl. Offerten
unter »Gepflegter Charakter 537«....

* * *

DER HEITERE,

der wegen Verführung unter Zusage der Ehe angeklagt war, führte also
zu seiner Entlastung an, daß die Anzeigerin bei gemeinsamen Ho-
telbesuchen manchmal selbst das Zimmer bezahlt habe. Klagean-
walt: Und Sie haben sich ruhig es zahlen lassen? Angekl.
(lachend): Warum nicht, das Zimmer hat sie auch für sich genom-
men. — Klagevertreter: Sie sind auch Reserveoffizier? — Angekl.:
Damals war ich es noch nicht. Ich habe damals noch nicht die Be-
griffe von Ehre gehabt wie heute. — Schließlich führte der Ange-
klagte an, daß die Anzeigerin bereits früher, wie er gehört habe,
mit einem verheirateten Manne intime Beziehungen unterhalten
habe.

Zur Vorladung dieses Herrn wurde damals die Verhandlung vertagt, der
Richter heißt Faulhaber, und der Schluß lautet:

Der Angeklagte gab zu, daß er mit kurzen Unterbrechungen fast
drei Jahre mit der Anzeigerin ein Liebesverhältnis unterhalten
habe, da sie ihm erzählte, daß sie von ihrer Firmpatin ein Vermö-
gen von 80.000 K zu erwarten habe. Die Anzeigerin, erklärte der
Angeklagte, sei »auf ihn geflogen« und habe, ohne daß er ihr je
die Ehe versprochen hätte, ihn bestürmt, das Verhältnis fortzuset-
zen, da sie nur zum Vergnügen mit ihm gehen wolle. Der Ange-
klagte gab weiter an, er habe sich dann zurückgezogen, als er er-

fahren habe, daß die Anzeigerin arm und die Tochter einer Hausmeisterin sei. Seine Mutter, erklärte der Angeklagte, hätte es nie zugelassen, daß er als Bankbeamter ein armes Mädchen heirate. Schließlich stellte der Angeklagte unter Beweis, daß die moralische Vergangenheit der Anzeigerin nicht ganz einwandfrei sei, daß sie bereits einmal mit einem verheirateten Manne ein Verhältnis hatte. — Die Anzeigerin gab als Zeugin an, daß ihr der Angeklagte vor Eingehung des Verhältnisses die Ehe versprochen habe, in voller Kenntnis des Umstandes, daß sie arm und die Tochter einer Hausmeisterin sei. Der Angeklagte habe sich auch stets als ihr Bräutigam geriert und habe dann ohne jeden Grund sich von ihr zurückgezogen ... Der Zeuge gab an, daß vor etwa fünf Jahren zwischen ihm und der Anzeigerin in seiner Wohnung eine Liebesszene sich abgespielt habe, wovon er erst im Zuge des Prozesses dem Angeklagten ungerne Mitteilung gemacht habe. Ein Liebesverhältnis zwischen ihm und der Anzeigerin, erklärte der Zeuge, habe nie bestanden. — Der Klageanwalt legt einen Brief vor, in welchem der Angeklagte der Anzeigerin unter anderem schreibt, daß seine Zukunft an der ihrigen hänge. In dem Briefe erteilt der Angeklagte der Anzeigerin auch Ratschläge bezüglich ihres künftigen Verhaltens, damit sie einst eine Frau werde, wie er sie meine. — Nach durchgeführtem Beweisverfahren sprach der Richter den Angeklagten frei. In der Urteilsbegründung betonte der Richter, daß einerseits von einer Verführung der Anzeigerin durch den Angeklagten kaum gesprochen werden könne, da nach den Ergebnissen des Beweisverfahrens die Anzeigerin ein lüsterndes Mädchen sei, das mit ihrer Liebe dem Angeklagten auf halbem Wege entgegengekommen sei. Andererseits hat auch, erklärte der Richter, der Angeklagte genügenden Grund gehabt, von seinem Eheversprechen gegenüber der Anzeigerin, mit Rücksicht auf ihr Benehmen gegenüber dem Zeugen zurückzutreten. — Nach dem Urteile rief die Anzeigerin dem Richter erregt zu: »Ich werde mir schon mein Recht selber suchen, wenn ich es hier nicht finde!« Beim Verlassen des Saales erhob sie die Hand zu einem Schlage gegen den Freigesprochenen, wurde jedoch durch den Saaldiener an der Ausführung ihres Vorhabens gehindert.

Und die Welt wird noch immer eher die Weiber verstehen, die sich ihr Wahlrecht selber suchen, wenn sie es hier nicht finden. Und wird es ihnen schließlich gewähren. Zur Entschädigung werden die Männer das Hotelzimmer bezahlt bekommen, wenn schon nicht die 80.000 Kronen. Und die Richter werden ihnen zuzwinkern. Und den Zeugen auch, die das Beste zu erzählen wissen. Dann sind immer drei, die einander verstehen, gegen eine, die nur lüstern ist und die das Schicksal bestimmt hat, auf diese Sorte zu fliegen. Und dann tritt noch der Saaldiener hinzu, verbunden in Männlichkeit, und sagt, indem er vom Freigesprochenen ein Sechserl bekommt: A so a Schlampen! Plötzlich sind ihrer Tausend. Und ein zuckersüßer, ganz blonder Infanterieoffizier ersteht, ein sogenannter Feschak, der macht Verse über die Weibsen, die das schwache Geschlecht sind, und gar erst die Mäderln, was, diese Gustomenscherln, während wir Männer, wenn auch unter Pseudonymen, warum nicht, losgeherisch, genießerisch, was, machen aus unserem Herzen keinen Armee—Schematismus, sagen auch dem Staat die Wahrheit, warum nicht, neuösterreichische Note, berücksichtigt auch schon das Unterbewußtsein, satirisch, humoristisch, was, Grüß dich Gott Powolny, letzten Sonntag in der

Gartenbau, beliebter Frauenkenner, teilt ein in saubere Nudeln und alte Scharteken, sofort Eroberung, beim Hinausgehen auf das Blatt aufmerksam gemacht, warum nicht!

* * *

BEIM ANBLICK EINER SONDERBAREN PARTE

Fängt so der Tod an? Im Annoncenteil? Dahin denn kommt man? Ein Friedhof, wo Bestattung Leichenschändung ist! Nichts als Gewinnsucht steht um diese Särge. Ob Feuer oder Erd' — zuerst die Zeitung! Und wieder einen haben sie dahin getragen. Und wieder einen. Ein Trauerrand trennt doch den Tod vom Geld: es kommt zum Rand, doch nicht zum Tode. Hier ist geweihter Grund. Die Seele ist nicht feil um einen Heller. Halt — halt — halt — halt! Wer ruft dort aus der Gruft? 8 Kronen 40! 8 Kronen 40 Heller in die Parte! In dieser Parte steht: 8 Kronen 40! Wer hat das ausgeheckt? Wem fiel das ein? Seht näher hin: ein Trauerrand — kein Zweifel! Und er umgibt die Mitteilung: vorrätig — — Es ist kein Blendwerk. Deutlich steht es hier. Ein Trauerrand ist um die Mitteilung: vorrätig bei — vorrätig bei Buchhändler Hugo Heller! 8 Kronen 40 wirft er in die Gruft! 8 Kronen 40 liegen in der Gruft. 8 Kronen 40 gibt die Gruft zurück! Wie, ist das Geld gestorben? Starb ein Buch? Der Autor starb. Und das ersieht man gleich aus der benachbarten Parte, die das Begräbnis anzeigt — — Der Tod ein Sandwichman? Der Sarg 'ne Litfaßsäule? Faßt euch. So starb das Geld nicht, es erschlug den Tod, und trauert nun um ihn. Nimmt sich den Anteil. Unlautere Kondolenz besteht am Platz. Der Tod ist pleite. Einfach der Kalkül: Tut er, was er kann, tut sie auch was sie kann. Und sie kann!

* * *

BIN SCHON WIEDER DA, HERR GERSTL!

Und kommt hereingehüpft, wie der Wind. Natürlich sieht er prachtvoll aus und es scheint, als ob er sogar ein wenig schlanker geworden wäre. In seiner lebhaften, temperamentvollen Art erzählt er: »Ich bin glücklich, wieder in Wien zu sein.« Alle sind es. Nirgends sind sie lieber als hier. Die Stadt ist von Harmonie erfüllt und von derselben Harmonie sind die Bewohner durchtränkt. Bei der Probe haben ihm die Sänger applaudiert. Echten Beifall gespendet. Wenn nur der Wind nicht käme, dieser schreckliche Wiener Wind. Kommt aber kein Wind, so werden die Wiener mit ihm zufrieden sein. Von einem kleinen Mißgeschick wurde er betroffen. Gepäck in Bologna liegen geblieben. Glücklich, wieder in Wien zu sein. Wenn nur kein Wind kommt, kein Wiener Wind. Von hier wird er sich begeben. Und fort ist er wieder wie der Wiener Wind, der immer wieder kommt und immer wieder da ist, denn es ist die Stadt der Lieder, die ein Zuckerbäcker aus Wind gebaut hat.

Momentaufnahmen

Zu der infamen Anschaulichkeit, mit der der Reporter jeden unserer Schritte beschreibt, zu dieser perspektivlosen Plastik der Einmaligkeit, die die Phantasie auf das Untypische festlegt, hat sich die Qual des Momentpho-

tographen gesellt. Persönlichkeiten, von denen wahrscheinlich behauptet werden soll, daß sie gehen können, zeigen uns jetzt Tag für 'Tag' und Woche für 'Woche' mit einer durch keinen Ärger abzuschreckenden Ausdauer die Schuhsohle. Ist es schon verdrießlich, sich vorzustellen, wie ein Trottel den Reichstag verläßt, ist es schon trostlos, daß so etwas auch bildlich festgehalten werden soll, so grenzt es wohl geradezu an das Grauenhafte, daß uns der Eindruck solcher Bewegung durch eine Starrheit vorgespiegelt wird, die uns nur noch eine einzige Vorstellung übrigläßt, nämlich die, daß der betreffende Trottel, als er den Reichstag verließ, festgewurzelt stehen blieb, weil der Momentphotograph des Weges kam, daß er fest entschlossen war, nicht mehr von der Stelle zu weichen, und dem gleichfalls daherkommenden Erzeuger von »Fußwohl« zuliebe sich bereitfand, die gediegene und in solcher Ausführung nur unserer Firma erreichbare Sohle dem Publikum zu zeigen. Da ich aber von dem inbrünstigen Glauben durchdrungen bin, daß die heutigen Tags lebende Menschheit wirklich nur dieser Mission dient und wirklich nur tagsüber aus dem Annoncenteil desertiert oder beurlaubt ist, um seiner Idee in Freiheit zu dienen; da ich diese Kärntnerstraßengesichter wirklich in keine andere Rubrik des Lebens tun könnte und absolut überzeugt bin, daß wir am Ende der Zeiten stehen und ein höheres Wesen die irdische Schöpfung nicht mehr als das aufgeschlagene Buch, sondern als ein vielfach verhobenes, von Druckfehlern wimmelndes, nur in den Annoncenbildern lesbares, einem kosmischen Abtritt vorbehaltenes Montagsblatt besieht: so beruhigt alle Schrecken, die die Entwicklung dem Gefühl des Betrachters vorstellt, der Gedanke an das Ende! Der Reporter, der Momentphotograph, der Schönflug — sie sind wohl die apokalyptischen Reiter, deren Rosse in der Luft zu hängen scheinen; dies Unmaß eines die Kausalität aufhebenden Dilettantismus und einer die Lebensstarre richtig verzeichnenden Banalität hat tiefste Bedeutung. Alle Menschen sind jetzt so. Ich traue keinem über die Gasse. Gehen zwei, so schaut der eine dem andern auf die Haxen: ob er auch schon gehen kann. Besonders der deutsche Kaiser inkliniert dazu, immer aufzupassen, ob sein Adjutant gleichen Schritt hält — immer feste, immer feste, eins zwei, eins zwei. Und lacht dabei, wie nicht hundert Hengste lachen. Und wenn er lacht, wird er nie mehr den Mund schließen. Aber noch einen Lacher gibt es, der mich quält. Nicht auf Odol hat ers abgesehen, im Gegenteil. »Sie können sich tatsächlich nicht vorstellen«, behauptet er, »wie überaus wohlthätig regelmäßige Kopfwaschungen mit Pixavon sind.« Um mirs doch vorzustellen, muß ich diese kerngesunde Visage mit in Kauf nehmen. Und tausende der Art laufen herum. Alle empfehlen sie heimlich und ohne daß sie es selbst wissen, Pixavon. Keiner ahnt es, man darf es ihm auch nicht sagen, er würde erwachen und die Pleite wäre fertig. Die meisten davon sind auch Gerstl—Kunden. Es ist der einzige lebensfähige Typus. Sie springen vor Lebenslust. Von Politikern weiß man nichts anderes, als daß sie zur Not gehen können. Ich hätte keine Ahnung gehabt, wer dieser oder jener Fejer— oder Hedervary ist. Aber das wird mir von ihm bleiben, daß ihm, als er sich irgendwohin begab, ein Pandur, sich den Schnurrbart drehend, wohlgefällig auf die Füße sah, als wollte er sagen: »Hat, kann er schon.« Was habe ich sehen müssen? Oberbürgermeister Wer-muth (x) im Asyl für Obdachlose! Wie macht man das, wie sieht das aus?

»Der neue Oberbürgermeister von Berlin hat vor seinem förmlichen Amtsantritt die wichtigsten kommunalen Einrichtungen der Reichshauptstadt genau besichtigen wollen. Auf seinen Rundgängen besuchte der Oberbürgermeister auch das städtische Obdach in der Fröbelstraße und ließ sich von seinem Führer, dem Inspektor Jaekel, alle Säle und sonstigen Räume zeigen.«

Herstellt! Dieses also ist ein Rundgang? Ein Tanz ist es. Ein Betrug ist es. Wermuth heißt er und hüpfert quietschvergnügt auf einem Bein, hat die Hand in der Hosentasche. Jaekel tanzt bereits. Hinten steht ein lachender Amtsdienner. Der neue Oberbürgermeister von Berlin hat also vor seinem förmlichen Amtsantritt die wichtigsten kommunalen Einrichtungen der Reichshauptstadt genau besichtigen wollen, er überlegte sich aber und sagte: geh' ma lieber drahn! ... Schwindel, wohin man sieht; ich glaube an gar nichts mehr. »Siegfried Wagner eilt zur Probe.« Halt! Was feixt er dabei so, als wollte er die widernatürliche Ähnlichkeit mit dem Vater noch betonen: wenn ich auch nicht komponieren kann, ich sehe doch so aus, justament, und ich eile zur Probe! Hinten steht wohl schon der Herr Bahr, auch eine fesche Affiche, und hütet einstweilen den Gral. »Bayreuther Bilder« sind überhaupt angenehm. Bei Gott, ein Heiligtum, das Momentaufnahmen verträgt, verlangt sie auch. Ob die dicken Männer da Stimme haben, kann ich so nicht beurteilen. Aber die dicken Zuhörer da müssen sehr reich sein. Überzeugend ist die Szene »Beim Studium der Künstlerpostkarten«. Man sieht undeutlich eine Serie Künstlerpostkarten, auf denen jedenfalls alle Gurnemanze und Fafners und sonstige Persönlichkeiten, bei denen man an Bayrisches denkt, aufgenommen sind. Vor dieser Serie stehen drei Hintere. Eine Frau verzichtet auf das Studium der Künstlerpostkarten und zieht es vor, ihr Gesicht photographieren zu lassen. Von da aber ist nur mehr ein Schritt zu den »Wiener Bühnenlieblichen auf ihrem Sommersitz«. Der Plauderer und der Photograph haben sich getroffen. Jener ruft: »Wie lange ist es her, daß die Warnung ertönte: 'Die Wäsche weg, Komödianten kommen!' Und heute! ... « Heute haben die Komödianten jeder einen Sommersitz, werden beschrieben, wenn sie Holz sägen, beim Krügl sitzen, Hauskapelle oder fausse couche machen, und mißachten die Warnung: Die Wäsche weg, Journalisten kommen! ... Sie werden beschrieben und photographiert. Ein Bauch sägt: er gehört Herrn Slezak. »Hugo Thimig mit Familie als Hauskapelle« ist eine der ergreifendsten Darstellungen vom Ende des Burgtheaters. Ein Zusammenspiel sechs tutender Familienmitglieder, das schlechthin vorbildlich ist. Dann streicht der Vater mit dem Sohn das Haus an. Auch das gelingt. »Manchmal wird Thimig von der Sehnsucht nach dem Meer befallen.« Was tut man in so einer Lage? Wen sucht man auf? Reimers in Wyk of Föhr, versteht sich! Das gibt erst 'n Bild, Kinder, pröstchen, alles friesisch und man sitzt nicht so trocken da ... Wiener Bühnenliebliche auf ihrem Sommersitz gedeihen so prächtig, daß den Beschauer förmliche Erbitterung über eine Bühnenordnung anwandelt, die ihnen ihre Ferien nicht verlängert. Diese Bilder befestigen somit die Vorstellung, die man von den Lieblichen schon hat. Es sind aber auch von langer Hand vorbereitete Momentaufnahmen. Hier kann nichts mehr enthüllt werden. Dagegen, wenn der Stadtverordnete auf der Straße zu hüpfen beginnt, ein Minister tanzt, die Hoheit lacht: dann wissen wir Bescheid. Alle sind besoffen. Der Ernst des Lebens ist ein Rund— und Müßiggang. Die Momente, die der Photograph erwischt, sind die Augenblicke, die es im Menschenleben gibt. Wir haben den Weltgeist auf der Platte.

Elektrische Erziehung

Aber ja, »in keiner andern Stadt der Welt« würde es eine Straßenbahndirektion wagen. Aber daß sie es hier wagt, ist kein Beweis gegen die Straßenbahn, sondern gegen ihre Passagiere. Nicht die Schiene ist schuld, son-

dern der Boden. Wer denn sonst sollte eine Bevölkerung, deren Stolz es ist, im Verkehr gemächlich und im Betrieb tramhapert zu sein, erziehen, wenn nicht ihre Kondukteure und ihre Kontrolleure? Leute, die nie gehen gelernt haben, müssen von der Polizei dazu angehalten werden, das ist klar, aber es ist auch verständlich, daß Leute, die nie fahren gelernt haben, vom Fuhrwerker geprüft werden, und daß sich überhaupt alle Instanzen, mit denen der Wiener, wenn er ins Leben hinaustritt, zu tun hat, an der nachträglichen Erziehung beteiligen. Unten im Haus, gleich dort wo das Leben beginnt, steht der Portier; und da der Wiener es selber liebt, sich von ihm nicht nur die Tür öffnen zu lassen, sondern mit ihm auch Gedanken auszutauschen, so ist es praktisch, daß der Hausmeister ihn mit Milde und wenns nottut, mit Strenge auf gewisse Mängel seiner Lebensführung aufmerksam macht. Und da der Kellner ihn nicht nur unterhalten, sondern auch belehren soll, ihm nicht nur das Gulasch zu bringen, sondern auch über den ungarischen Ausgleich mit ihm zu sprechen hat und über die Liebe, so darf er es sich erlauben, ihm mit einer Miene entgegenzutreten, als wollte er sagen: »Pfui! Nägel beißen?« Und da der Friseur ihn nicht nur rasieren, sondern auch anregen darf, ihm nicht nur die Haare zurechtsetzen, sondern auch gehörig den Kopf waschen kann, wenn er eine Dummheit gesagt hat, so ist wohl Hoffnung, daß er sich bessern wird. Aber es kann gar nicht schaden, wenn er auch in ein strenges Transportinstitut gesteckt wird, das nach seiner Methode ein entsprechendes Fortkommen des Wieners verbürgt. Gewiß, in jeder andern Stadt der Welt würde eine Straßenbahndirektion, die das Publikum ermahnen wollte, »aus dem Waggon keine Körperteile herauszustrecken«, mit Recht durchgehaut werden. In Wien muß sie dafür gelobt werden, daß sie den rechten Ausdruck für die rechte Einsicht gefunden hat und den ernstesten Willen zeigt, einer dahintorkelnden Gesellschaft, die immer in der Heimkehr von einem Heurigen begriffen scheint, Rücksicht auf sich selbst beizubringen. Der Straßenbahndirektion ist es durchaus zu glauben, wenn sie zu ihrer Rechtfertigung die traurige Tatsache anführt, daß »die Leute sich ja nicht nur aus dem Wagen beugen, sondern auch die Hände, die Arme und mitunter sogar die Beine hinausbaumeln lassen«, und sie hat sich nachgiebig genug gezeigt, wenn sie es vermieden hat, in das Reglement die ausdrückliche Bestimmung aufzunehmen: es ist verboten, in der Nase zu bohren. »In keiner andern Stadt der Welt« geschieht es so häufig und so heftig. Die Statistik, eine Wissenschaft, die fast so produktiv ist wie das Nasenbohren, hat an diesem wichtigen Problem ihre Daseinsberechtigung noch nicht erwiesen; sie hätte sonst längst berechnet, daß in einer Wiener Stunde, durchschnittlich 80.000 Müßiggänger beschäftigt sind. Es gibt ja viele nasenbohrende Völker, aber die Romanen tun es nicht ohne den Schwung, um den schwerfälligere Nationen sie mit Recht beneiden, die nicht ausschweifen können, ohne zu bereuen, und wenn sie schon auf Abwege geraten, sich gleich selbst ordentlich bei der Nase nehmen. Hierzulande dürfte der neuösterreichische Geschmack, der die falsche Persönlichkeit dekorativ wertet, auch in solchem Belang eine Rolle spielen. Denn diese Betonung der Individualität, diese Lust, die einzige Gelegenheit auszunützen, über die man im Staat selbstherrlich verfügt und in die kein Fremder hineinlangen kann, nimmt in den Wiener Straßen jetzt die protzigsten Formen an. Man ist wieder da, tritt aus dem Westbahnhof und der erste Eindruck von Wien ist ein Kutscher, der den Weg versperrt und den Finger in der Nase »Fahrma!« ruft. Man zwängt sich durch eine belebte Straße, aber man sieht doch nur den einen Mann, der in seine Begleiterin eingehängt ist und die noch freie Hand an der Nase hat. Die Leute sind geistesgegenwärtig und wissen es sich einzuteilen? Das dürfte man in Berlin sagen, wenn ein solcher Eindruck dort zu-

standekommen, wenn in dieser Ensemblestadt der Vorzug des Einzelnen so in Erscheinung treten könnte wie hier, wo jedem Statisten die ganze Szene gehört nebst dem zugehörigen Prospekt. Hier kann man nur sagen, daß es ein Schauspiel ist. In Berlin wäre es notwendig; hier ist es eine Sehenswürdigkeit. Das spüren sie selbst, wenn auch die Eitelkeit nicht immer das treibende Motiv sein mag. Für viele ist es nur Zerstreuung, da man ja nicht ununterbrochen rauchen oder Passanten anstieren kann; für viele die eindringlichste Konzentration, deren sie fähig sind. Aber speziell der Aufenthalt in der Elektrischen scheint, wenn das Rauchen verboten ist und die Leute sich selbst überlassen bleiben, eine gute Gelegenheit, um einen auf schlechte Gedanken zu bringen. Wäre es da der Direktion zu verübeln, wenn sie, um in solchen Fällen das Äußerste zu verhüten, durch ein direktes Verbot für Ablenkung gesorgt hätte? Es ist ja leider eine der ärgsten Tatsachen des Lebens, daß ein erfreulicher Anblick auch den Menschenfreund nie so entzücken kann wie ein unerfreulicher ihn quält. Der Nasenbohrer, der den ganzen Betrieb in eigene Regie zu übernehmen scheint, nimmt auch eine Aufmerksamkeit für sich in Anspruch, die jeden Ausblick auf schönere Dinge verstellt, und der individuelle Reiz, der sich hier befriedigt, wird immer auch ein individuelles Ärgernis auslösen. Die Straßenbahndirektion weiß wohl, daß sie nur einem Institut zum Transport von Individualitäten und keinem Pensionat vorsteht. Aber sie fühlt auch die Notwendigkeit, zwei Dinge in einem abzumachen und nachzuholen, was an den Wienern versäumt wurde. Auf Fremdenverkehr rechnet sie nicht. Sie ist nicht so toll, einem Berliner zuzumuten, daß er bei sonstiger Geldstrafe verpflichtet ist, den Kondukteur durch Gestikulieren, Trommeln und Hilferufe zur Verabreichung eines Fahrscheines zu bewegen. Kommt er nach Wien, so hat er sich alles Weitere selbst zuzuschreiben. In seiner Gegend fliegt ihm alles, was das Leben erleichtert, zu. Jedes Kind weiß dort Bescheid, wie man auf den Mars kommt, und dem Erwachsenen macht selbst die Erlangung einer Tramwaykarte kein Kopfzerbrechen mehr. Daß sich die Wiener darum bewerben müssen, ist ganz in Ordnung. Da ihr Dasein mit solchen und noch höheren Problemen vergeht, da sie nicht essen, um zu leben, sondern leben, um zu essen, da sie nicht zu einem Ziel fahren, sondern die Fahrt ihr Ziel ist, so sollen sie sich auch darum kümmern, wie sie zum Fahrschein kommen. »In keiner andern Stadt der Welt« wäre es ja auch möglich, daß sich die Bevölkerung in einen Beiwagen setzen ließe, der nach jedem Meter Bums-tinazi macht, die Leute mit den Köpfen zusammenstoßen läßt, während der Kondukteur ihnen ins Ohr tutet und die Tafel dazu Polka tanzt. Die Wiener sollen ihren Gspäß haben. »In keiner andern Stadt der Welt« wäre es möglich, den Passagier zu zwingen, die Wagenbezeichnung Zd nicht für zu dumm zu halten. Der Wiener soll raten, bis er auf Hernals verfällt, und Späßes halber noch länger zur Wahl brauchen als zum Weg. Pädagogen treffen es, die Pflicht so einzurichten, daß ihre Erfüllung Zerstreuung wird. Warum soll der Wiener nicht trommeln? Warum soll sich der Wiener um den Fahrschein nicht bemühen und Hier! rufen? Sie wären doch alle glücklich, wenn die nivellierende Zeit einen Namensaufruf zuließe und die erstaunte Frage des Kondukteurs möglich wäre: »Warum fährt denn heut der Swoboda net mit? Sollt net sein! Sollt net sein!« in keiner andern Stadt der Welt ließe man sich ja auch Kontrolleure gefallen, weil es aufreibend ist, Leuten zuzuschauen, wie sie Karten anschauen, weil sie ein anderer eingezwickelt hat. In Wien hat dieser Zeitvertreib moralische Bedeutung. »Ich fahre«, versichert ein Weltmann,

»sehr häufig in Berlin, Hamburg, Dresden etc, mit der Straßenbahn, ohne je Konflikte erlebt noch etwas von derartigen Vor-

schriften gehört zu haben. Gibt es in Wien wirklich um so viel mehr Betrüger und Schwachsinnige?«

Jawohl, gibt es; wenn auch die Betrüger nicht schlechte Kerle sind, sondern nur Spaßvögel, die eben falsche Fahrscheine aufklauben, wie man in der Schule Aufsätze abschreibt. »Die neuen Beförderungsvorschriften«, ruft ein Patriot, »sind beschämend für Wien!« Ja, was sollen sie denn sonst sein? Jede Scham wird durch einen entsprechenden Stolz versüßt. Es ist beschämend, daß man sich den Fahrschein erringen muß. Aber stolz 'wären sie dafür, wenn's in die Zeitung käme, daß sie den Fahrschein bekommen haben, den so manche mit Nachsicht der Taxe erstreben, und die Publikation von Straßenbahnbeschwerden ist ja nichts anderes als eine kleine Entschädigung. Und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß eine Vorschrift, die nicht dem Kondukteur die Verabreichung, sondern dem Passagier die Erlangung der Karte zur Aufgabe macht, nur eine delikate Umschreibung ist und daß die Direktion gehofft hat, sie werde so manchen, den sie zum Gestikulieren zwingt, wenigstens auf diese Art verhindern, von seiner Hand einen Gebrauch zu machen, der ihn persönlich zwar unterhält, aber dem Unternehmen nichts nützt und die Mitreisenden belästigt. Immer natürlich vorausgesetzt, daß der Kondukteur selbst nicht mit schlechtem Beispiel vorgeht und nicht auch seinerseits an der Verabreichung der Karte momentan verhindert ist. Aber der Kondukteur ist nur einer, und ach, der Passagiere sind viele. Der Lehrer vergißt sich auch manchmal, aber in der Schule, wo es leider den Namensaufruf nicht mehr gibt, ist es eine Methode, die Hände hochhalten zu lassen, und schon manch ein Ertappter hat sich im letzten Moment eines besseren besonnen. Was soll denn das heißen, daß jetzt der Passagier, »der zu zerstreut oder anderswie zu sehr abgelenkt war, um eine Karte nachdrücklich zu verlangen, vollständig der Willkür des Kondukteurs überliefert« sei? Das anderswie Abgelenktsein kennt man schon; davon soll ja gerade abgelenkt, das soll ja gerade verhindert werden! »Da ich, wie man so sagt, in Gedanken versunken war ...«, beschwert sich ein Professor. Das sagt man so. Und wenn's wahr ist, ist es auch eine Unart. Was gibts denn auf einmal zu denken? »Es sei mir erlaubt, auf das psychologische Moment — « Nein, es ist nicht erlaubt, denn Psychologie ist noch ärger als Nasenbohren. »Gerade der intelligente Teil des Publikums würde bei der Durchführung dieser unerhörten Verordnung in ständiger Gefahr schweben, mit Strafgeldern belegt zu werden. Jede intensive Gedankenarbeit — sei es nun die des Advokaten, des Richters, des Arztes, des Industriellen oder des Gelehrten — macht ihn für die Zweikronenstrafe reif, da er natürlich seinen Gedankengang beim Betreten der Elektrischen nicht unterbrechen wird ... « Warum denn nicht? Er tue es getrost, er lasse sich nicht erst »gewissermaßen gewaltsam aufrütteln«. Das Risiko, das er eingeht, ist gering, und was er opfert, ist nicht die zwei Kronen wert. Mit weggeworfenen Fahrscheinen läßt sich noch immer besser durchs Leben kommen als mit den Gedanken, die keiner aufheben wird, wenn der intelligente Teil gezwungen wäre, sie vor der Besteigung der Plattform von sich abzutun. Nur nicht denken! Lieber schlechte Manieren als denken! Die Leute, die der Meinung sind, daß Advokaten, Richter, Ärzte, Industrielle und Gelehrte jene Faktoren im Staate seien, die nachdenken müssen, sollten vom Kondukteur überhaupt nicht aufs Trittbrett gelassen werden. Man kann zugeben, daß diese Berufe Freidenker sind, aber das ist bei weitem nicht so anstrengend, wie man glaubt. Es sind eben Leute, die beim Denken eine besondere Begünstigung haben, weil sie abonniert sind und alles ins Haus bekommen, was es zu denken gibt, so daß sie eigentlich Gratisdenker sind. Es geht aber gewiß nicht an, für solche Leute, die infolge ihrer Verbindungen auch umsonst ins Theater,

gehen können, sogar auf der Tramway ein Privileg zu schaffen, und frei denken gibt noch nicht das Recht, auch frei zu fahren. Zuerst haben solche Individuen den Kondukteur nicht bemerkt, weil sie vertieft waren. Sie möchten sich aber auch, wenn sie aufgerüttelt werden, um die Bezahlung drücken, indem sie dem Kondukteur zurufen: Stören Sie mich nicht, ich hab zu denken! Wenn dies keine ausreichende Legitimation wäre, würde etwa noch eine Mitgliedskarte des Vereines der reisenden Denker gezeigt, ein Morgenblatt gezückt und das Freimaurerzeichen gemacht werden. Nun wüßte der Kondukteur, wen er vor sich habe, und zöge sich zurück. Das ist aber, so wichtig die Schonung des Geisteslebens sein mag, nicht durchführbar. Der Wiener, der nicht daran denkt, gerade die Verhinderung des Denkens als eine Schikane der Straßenbahndirektion zu empfinden, ist immer noch besser als der besorgte Advokat, der in Geistesabwesenheit kontumaziert zu werden fürchtet; denn wenn jener vom Kondukteur gewissermaßen gewaltsam aufgerüttelt wird, sagt er wenigstens: »'tschuldigen, ich hab grad an nichts denkt.« Der Wiener schaut sich die Gegend an und wundert sich dann auch nicht, wenn's mit der Tram hapert. Die Beschaulichen lassen mit sich reden; weil ihnen eine Ansprache überhaupt nicht unsympathisch ist. Die Nachdenklichen sind hier, wie überall, bedenklich; sie lassen nicht mit sich reden, sondern wollen einen selbst anreden, wens ihnen paßt. Der Kondukteur stört uns nur einmal im Denken. Die Denker tun es fortwährend. Schon deshalb, weil einen der Anblick eines vertieften Industriellen zur Teilnahme zwingt. Immer denken und immer denken, nie ausspannen, das ist halt auch nicht recht. Einer, dem man es ansah, daß viel in ihm vorging, befreite sich endlich, indem er mir auf die Achsel klopfte und auf einen Denker, der soeben vom Trittbrett stieg, mit den Worten zeigte: »Wissen Sie wer das war? Das war der junge Gerngross!« Ich habe dieses Erlebnis in einen jener Fieberträume aufgenommen, in die sich mir die Wiener Realität ohne mein Hinzutun auflöst. Ein anderer intensiver Denker, schon ganz vergeistigt, befreite sich in gleicher Lage mit den Worten: »Haben Sie den gekannt? Großer Mann geworden! Was wollen Sie haben, der Mann ist heute Verwaltungsrat bei der Kosteletzer!« Hätte dieser Denker es nicht gedacht, bei Gott, ich hätte es nie erfahren, und wüßt' es heut noch nicht. Aber sie sind intelligent und müssen einsagen. Die aufgeweckten Jungen in der Klasse verderben nur die andern, und die Straßenbahn weiß, in welchem Ton sie mit diesen zu reden hat, wenn sie auch zu nachsichtig ist gegen die Schwätzer, die schon alles wissen, und bloß die Schreier bedroht. Natürlich bekommt auch der Kondukteur seine Vorschriften.

»Überflüssige Strenge ist unter allen Umständen unzulässig ... Doch ist auch zu weitgehende Duldsamkeit zu vermeiden und, wo es nötig ist, mit Ruhe, aber Festigkeit auf der Beobachtung der Ordnung zu bestehen. Wo in den Vorschriften nichts anderes angeordnet wird, sind die Übertreter zunächst höflich abzuwarnen. Bei Fortsetzung ihres Verhaltens ist ihnen der Ausschluß in Aussicht zu stellen. Bleibt auch dies fruchtlos, so ist mit dem Ausschluß vorzugehen, besonders, wenn solche Fahrgäste eine Gefahr für die übrigen bilden ... ¹ «

Wen beschleicht nicht holde Erinnerung zeitverwehter Töne! Auch Lehrer haben ihre Instruktion. Fürchtet euch nicht, auch Lehrern ist nicht alles erlaubt. Aber man sieht, die Straßenbahndirektion rechnet durchaus auf das Bedürfnis des Wieners, in jedem, der ihm zu gehorchen hätte, den Klassenvorstand und

1 Das klingt wie die Vorschriften für den Sicherheitsdienst in einem deutschen Asylschmarotzerlager. Es darf aber nicht »wenn sie eine Gefahr bilden« sondern »weil sie ... «. Man beachte auch das Wort »ordnungsfeindliche Elemente« weiter unten.

in jedem, dem er zu befehlen hätte, den Vorgesetzten zu sehen. Und es ist lächerlich, einen Widerspruch zwischen Trinkgeld und Amtsperson behaupten zu wollen. Dieser Widerspruch könnte sich im Charakter des Nehmers abspielen, aber er spielt sich nicht im Gefühl des Gebers ab und es ist eine Wiener Tatsache, daß das Trinkgeld den Respekt vor der Amtsperson nicht vermindert, sondern im Gegenteil betont, wenn auch beiweitem nicht ausdrückt. Es ist hier ein Bedürfnis, Tribut zu leisten, denn dieser ist der erste, primitivste und im Rahmen der Elektrischen verständlichste Ausdruck der Subordination. Man würde aber fehlgehen, wenn man glauben wollte, daß damit alles getan sei und daß der Gehorsam nicht auch ein bescheidenes Betragen zur Pflicht mache. Wie das Sperrgeld wohl den Eintritt ins eigene Haus ermöglicht, aber nicht die Dankbarkeit dafür erschöpft. Der Wiener dient seinem Hausmeister, aber er weiß ganz gut, daß Bestechungen an ihn nicht heranreichen, sondern daß man ihn auch durch zuvorkommendes Benehmen gewinnen muß. Und da die Wiener, wenn der Kondukteur das Innere des Waggons betritt, keine andern Gefühle haben, als die Klasse, wenn der Lehrer die Klasse betritt, und auf der hintern Plattform keine andern als auf dem Korridor, wenn man wüßte, wenn sie sich verbeugen mußte, und da man keinen andern Ehrgeiz kennt als den, vor den andern Schülern einer Ansprache und besondern Beachtung gewürdigt zu werden, so wird der Tonfall, in dem eine Straßenbahndirektion — also ein Institut, das mir ebenso zu dienen hat wie der Kellner — von »ordnungsfeindlichen Elementen« spricht, zu einer Mahnung, die mit den Klammern der Erinnerung ihren Zweck befestigt. Es ist als ob der Direktor, nein der Ortsschulrat persönlich erschienen wäre, um zu sagen, die Klasse sei eine Rotte, und als ob sie gedroht hätten, die Herren Eltern oder Vormünder zu verständigen, daß man ein liederliches Tuch sei, welches noch am Galgen enden werde. Sind die Funktionäre draußen, so kann wieder gelärmt werden, und jeder einzelne ist im Grunde seines Herzens stolz, daß der Lehrer, der Direktor, der Ortsschulrat ihn ein Element geheißen hat. Wenn nun einer glauben sollte, daß mir diese Gemütsart unsympathisch ist, so würde er irren. Ich halte sie für durchaus lebenswürdig, sie wurde erst häßlich, als sie sich selbst Lebensreife zusprach und Talent zum Betrieb. Es ist, als ob die Straßenbahndirektion selber dem Wiener zuriefe: Wie wollen Sie denn ins Leben hinaustreten, wenn Sie nicht wissen, daß Sie von einem 63er nicht auf einen 57er umsteigen können? Das ist echt pädagogisch, es ist auch vortrefflich, daß dem Kondukteur das Recht eingeräumt ist, einem Element die letzte Bank anzuweisen, um sich dort zu schämen, und es ist nur bedauerlich, daß die Klassifikation, die ein öder Liberalismus in der Schule abgeschafft hat, für die Tramway nicht eingeführt wird und die Geldstrafe von zwei Kronen — weil man nicht aufgepaßt hat — nicht in zwei Stunden Nachfahren umgewandelt werden kann. Aber ernstlich zu glauben, daß der Wiener ins Leben hinaustreten könne, daß er die Bildung, die man ihm in der Tramway aufpfropft, unmittelbar anwenden 'werde, daß er für den Betrieb geboren sei: das gehört in das Gebiet jener verzweifelten liberalen Ideologie, die durch ihre Schwindelkuren ihr eigenes Leben zu verlängern hofft. Der Wiener hätte in Schönheit untergehen können, wenn man ihm allen Komfort der Neuzeit vom Leib gehalten hätte. Unter der Kontrolle des Fortschritts macht er Schweinereien, und eine im Grunde lebenswürdige Landbevölkerung wird auf der Scholle rabiatt, auf der sie nicht konkurrenzfähig ist. Der Wiener taugt nicht für die Elektrizität. Wenn er, der schon mit dem Einspanner Schwierigkeiten hat, jetzt für die Elektrische erzogen werden soll, so ist das besser gemeint als gedacht. Kürzlich soll eine harmlose Szene, die sich in einem unterirdischen Pissoir, einer bekannten Sehenswürdigkeit, abgespielt hat, Sensation erregt haben. Dort,

wo dem Wiener die Notwendigkeit selbst etwas so Unfaßbares ist, daß er sie mit Goldfischen ausschmücken muß, erschienen, angelockt von der Pracht, zwei Bäuerinnen, und nahmen auf den Geräten Platz, die eigentlich nur für Bauern und eigentlich auch nicht für diese, sondern nur für Großstädter bestimmt sind. Die Großstädter erhoben ein Halloh. Mit Unrecht. Sie mögen nur ganz ruhig sein. Die Einrichtung ist ihnen nicht so selbstverständlich, daß sie sie nicht mit einem Aquarium versehen müßten. Bauern können sie verblüffen; Fremde werden sie durch Goldfische nicht in ihr Pissoir locken! Daß dem Drang dieser kaum dem kleinbürgerlichen Horizont gewachsenen Gesellschaft, Großstadt zu spielen und gleich Fremde haben zu wollen, nicht energischer entgegengewirkt wird, ist ein verhängnisvoller Fehler der für die Erziehung maßgebenden Faktoren, die nicht wissen, daß sie nicht für den Fortschritt, sondern für ein schönes Ende zu sorgen hätten. Wäre hier wirklich etwas anderes zu wollen und zu erreichen, so müßten sie der Bevölkerung immer wieder sagen, daß sie sich doch über die Grundbegriffe des Gehens, Fahrens, Essens, Telephonierens noch nicht klar sei. Daß Fremde, deren Illusion verführerisch, aber auch verderblich ist, sich doch höchstens von dem bunten Abenteuer angelockt fühlen könnten, einmal zuzusehen, wie das ist, wenn andere noch das Notwendige nicht kennen, wie ihre Selbstverständlichkeiten hier noch problematisch sind, wie hier an jedem neuen Tag staunend der erste Versuch gemacht wird, zu leben, der nie gelingen kann, wo das Sterben doch so glatt und reibungslos vonstatten ginge. Man müßte den Wienern sagen: nicht darauf kommt es an, ob Straßenbahnbeschwerden »berechtigt« sind. Aber daß ihre Zeitung einen Sommer lang täglich zwei Schock drucken kann, daß derselbe schmalzige Ton, der die Bezwingung der Naturgewalten verkündet, die Schwierigkeit einer Fahrt vom Kärntnerring auf den Schottenring wehmütig zugeben muß: das ist es, was ihre Stadt auch zur kosmopolitischen Sehenswürdigkeit erhebt! Daß der Kutscher wichtiger ist als der Mann, die Fuhr wichtiger als die Fahrt, die Speise wichtiger als der Magen, der Magen wichtiger als der Kopf, und daß immer wieder nach der Entdeckung zweier Pole die Selbstverständlichkeit aufs Tapet muß. Man lasse sich durch die intelligente Entrüstung, deren linke Hand nie weiß, was die rechte redet, nicht bange und nicht sicher machen. Man widerstehe dem Versuch, einem durch und durch verpfuschten Volkscharakter zum Anschluß an die Zeit zuzureden, der nur ein Notbehelf ist, wo er gelingt! Man verzichte auf die Luftschiffe, solange es Gasthäuser gibt, wo nüchterne Leute von den Sesseln fallen. Weil diese wackeln. Ich weiß, daß wir Wilden die besseren Menschen sind und daß sich eben ein letzter Rest von Echtheit hier einem dem Leben erpreßten Komfort widersetzt. Ich ziehe einen alten Wiener Wasserer, und bohrte er auch in der Nase, als Bild und Charakter einem Berliner Rennstallbesitzer vor, wenn dieser es wagt, im Wiener Wald die Schnauze aufzusperren. Aber in seinem Ensemble verschwindet er und jener wird ein Hindernis, wenns aufs Fortkommen ankommt. Ist irgendwo in der Welt das Abfahrtssignal gegeben, so wird man auch hier ungeduldig und je mehr man sich hier beeilt, desto langsamer kommt man vom Fleck. Sie können hier nicht »konkurrieren«: denn weil sie es wollen, vergeht die Schönheit im Lauf und wird draußen von einer überholt, die im Lauf entstanden ist. Der Wiener hat nur *ein* aufrichtiges Verhältnis zur Maschine: von ihr überfahren werden. Darum meide er die Gefahr. Er hat noch immer mehr Kraft zum Stehen als zum Gehen. Verzichte er auf den Chauffeur und nehme er mit dem Taxameter vorlieb. Spiele er weiter. Wer nicht erkennt, daß hier eine Bevölkerung lebt, die die Verkehrshindernisse braucht, um überhaupt noch fortzukommen, und die auf der freien Bahn der Entwicklung Platzfurcht bekäme; daß sie, in einer Romantik der Lebens-

mittel befangen, auf die Überraschungen beim Gehen, Fahren, Essen, Telefonieren angewiesen ist; daß ihr der Diskurs mit dem Kellner, der ein Papperl abmeldet, unentbehrlicher ist als dieses selbst, sein Rat wichtiger als seine Tat und daß sie auf das Roastbeef verzichtet, wenn sie nur die Hindernisse bekommt — der kennt sie nicht, die Elemente! Sie brauchen ein Reglement, nicht, weil sie selbst gezügelt zu werden wünschen oder verdienen, sondern weil es eine Abwechslung ist, ein Gesprächsstoff; weil sie, auf dem Standpunkt der Nachbarinnen lebend, lieber freche Dienstboten haben als willige; weil das Gespräch über die frechen Dienstboten wichtiger ist als Dienst und Gebrauch; weil das Leben kurz ist, weil freche Dienstboten sein werden und mir wern nimmer sein; weil man nicht weiß, ob man wieder auf die Welt kommt, um Gespräche über die frechen Dienstboten zu führen; weil man selber einer ist. Freche Dienstboten, Kinder und Weiber! Nur die volksfremde Intelligenz glaubt, daß hier der Plausch nach Argumenten suche, eine Würde sich aufbäume und eine Kritik sich im Recht fühle. Jeder Tag bringt Zuschriften, »die beweisen, daß die Erregung keineswegs gewichen ist«, aber es dürfte doch hauptsächlich die Erregung von Advokaten und Privatdozenten sein, die auch nicht gerade die Erregung von Männern, sondern nur von Bärten ist und bei weitem nicht so elementar wie die von Naschmarktweibern und frechen Dienstboten übereinand. Die Kritik der Wiener Weiber, welchem Geschlecht sie auch immer angehören mögen, widerstrebt ernstlich nur einer einzigen Bestimmung, mit der eine lebensfeindliche Aufsichtsbehörde sie aber auch ins Mark getroffen hat. Zwei Kronen Straf? Hol's der Teufel — »der Wiener hat den Ruhm, nichts mehr zu verabscheuen als kleinliche Schmutzerei«. Spuckverbot? Schluckt man's halt abi. Freihaltung der hintern Plattform? Man g'wöhnts. Aber das Verbot, mit dem Wagenführer zu sprechen? Ja, wenn das die Elektrische derlebt!

Notizen

Der Verlag Albert Langen hat in freundlicher Weise die Zitierung jener Kritik, in der mein Name in peinliche Nachbarschaft gebracht war, als das Versehen eines Angestellten erklärt, das er »in einer etwaigen Neuauflage des Buches selbstverständlich wieder gutmachen« werde.

* * *

The Times, Literary supplement (London, 20. Juni):

VOX CLAMANTIS

PRO DOMO ET MUNDO, by Karl Kraus (Munich, A. Langen, 2.50 mk.), is a volume of aphoristic excerpts from articles which have appeared during the past ten years in the Viennese paper *Die Fackel* (»The Torch«), of which the author is editor. In the space of eight brief sections the writer deals with the following subjects: — Woman and Morals; Society; Journalists, Politicians, Psychologists, Blockheads, and Scholars; The Artist; Two Towns (Berlin and Vienna); Facts and Fancies; Pro Domo et Mundo. It is a brilliant book, but its illumination is turned too often — as is the case with many other modern Viennese writers — towards the

dark and dirty corners of life. It is a dismal underworld through which Kraus leads us with his torch of satire and wit. There is a fascination at times in the monstrous shapes which his cynical flare reveals, a certain grandeur in the abysses of pessimism to which he brings us, and not a little agility is needed to follow him in his paradoxical clamberings into darkness; but one soon begins to long for a little fresh air and sunlight. Karin Michaelis has styled him »a voice crying in the wilderness,« but it is a wilderness in which the fare is high game and absinthe, not locusts, wild honey, and spring water. It is true, indeed, that, as the author remarks in one of his aphorisms, »from a torch must fall from time to time a drop of pitch,« but surely there is something nobler and sweeter to be found »in domo et mundo« than the muck—heaps he is fond of turning over. The section on »Woman and Morals« is the most objectionable. Nations are said to be most accurately judged by their laws and institutions in relation to women. If we apply this to writers, what are we to think of one who declares that »A woman, should have just as much intellect as a mirror has body,« or that »The head of a woman is merely the bolster for a head to take rest on«? In justice, however it must be said that Kraus's satire is not always depressing or unclean. His section on »The Artist« is really interesting and stimulating. Here he shows himself a deft and cunning craftsman in words, under whose chisel the marble of language takes often beautiful form. Language is to him the mother—goddess of the future of mankind — »the mother of thought, not its handmaiden.« Or, again: »Sense seized Form. She struggled and surrendered. From the union sprang Thought, bearing the features of both.« Occasionally from his torch breaks a flash of transcendental thought, as when he writes—recalling the Hindu conception of the Dance of Siva — »Evolution is Eternity's pastime. She does not take it seriously.« »Woe unto the age,« he says in his last section, »in which Art ceases to be revolutionary, *macht nicht die Erde unsicher*, and in which not Man but the Artist is seized with dizziness before the gulf which separates the Artist from Man.« »There would be more innocence in the world were men held responsible for all they cannot help.« In politics he is antidemocratic. »To be democratic,« he writes, »is to have to be the slave of all.« »The revolution against Democracy will be consummated in the selfslaughter of the tyrant.« Of Progress he writes, »it makes purses of human skin.« Let us conclude with a saying upon Art and Ethics: — »There is no one so effectual as the artist whose subject is Evil. He redeems us from it. All the rest only guide us away from it, and leave it in the world, which then attacks the defenceless spirit more cruelly than ever.« It is a pity that Herr Kraus's torch often burns with so pitchy a flame, but that it sometimes illuminates is undeniable ¹.

*

'*Württembergische Zeitung*' (Stuttgart, 27. Juli), '*Armee—Zeitung*' (Wien, 20. Mai). — In der '*Budapester Presse*' (27. Juni) ein Feuilleton »Karl Kraus« von Paul Hatvani.

'*Il Gazzettino Popolare*' (Görz, 28. April).

Carlo Kraus, veemente polemista e acerbo osservatore della società umana, ci ha dato con questa *Muraglia cinese* un'opera di vigore eccezionale. — E', questo, un volume non di ... descrizioni geografiche o storiche come il titolo potrebbe far vedere, ma un mosaico di articoli da giornale sui più svariati argomenti, in cui si rivela tutto il vastissimo ingegno accomunatore dell'autore.

Il Kraus è lo scrittore »del giorno«: ma l'opera edita testimonia la di lui, più tosto, lo scrittore del decennio — meglio, del secolo. Perché questi essays se riflettono fatti di attualità e persone che furono celebri per un singolo »attimo fuggente«, attestano pure delle verità eterne e le commentano con analisi profonda di pensiero ¹.

*

'März' (München, 27. Juli), »Ein deutscher Satiriker«:

Im Verlag von Albert Langen ist ein neues Buch erschienen, das die Beachtung aller derer verdient, denen Kultur am Herzen liegt. Es heißt »Pro domo et mundo«, ist eine Sammlung von Aphorismen und hat Karl Kraus zum Verfasser, einen Menschen, dessen Lebensarbeit darin besteht, den großen Wortführern einer hohlen Weltanschauung und den Feinden wahrer Kultur den Boden zu untergraben.

Diese scheinbar negative Arbeit erweist sich als Position im eigentlichen Sinne dadurch, daß sie nichts anderes ist als der Haß einer Persönlichkeit einer Welt gegenüber, der Persönlichkeiten unbequem sind, nichts als die Verneinung der Dunkelheit durch ein Licht. Doppelte Umwertung der Werte: die Verneinung wird zur Bejahung und der Selbsterhaltungstrieb zur Selbstlosigkeit.

In diesem Sinne darf man auch Karl Kraus nicht Kritiker nennen, sondern muß ihn den Künstlern im engsten Sinne zuzählen, wenn das Wirken des Künstlers darin beruht, den Stempel seiner Persönlichkeit der Umwelt aufzudrücken und Leben, Welt und Mitmenschen nach seinem Bilde zu gestalten.

Bleibt sich der Künstler dabei bewußt, daß im Grunde die Welt anders ist als er, daß erst sein Siegel sie zu dem geformt hat, als was sie nun vor ihm steht, so ist er ein Satiriker. Und dieses Bewußtsein teilt sich auch dem Leser mit, liegt also auch im Werke selber aufbewahrt.

Das deutet uns gleichzeitig die innere Beschränkung einer satirischen Natur an, die innere Beschränkung auch der Persönlichkeit von Karl Kraus. Denn der pathetische (geniale) Künstler bleibt sich gerade deshalb des Zwiespaltes zwischen ihm und der Umwelt nicht bewußt, weil er sie im schöpferischen Momente liebend umfaßt und an sich reißt, mit ihr eins wird. Der Satiriker dagegen stößt sie gerade im Momente des Schaffens am heftigsten von sich weg, oder besser ausgedrückt: sein Haß allein verbindet ihn mit ihr. So trennt er sich von allem ab, während der Pathetiker sich mit allem vereinigt. Dort der stolze Ritter, der heftig zürnt, daß der Anblick der Armut ihm den Genuß seines Reichtums vergällt — hier der reiche Wohltäter, der die Armen an seine Tafel lädt. Aus dieser Isolierung lassen sich die meisten Ungerechtigkeiten, des tapferen Schriftstellers Kraus erklären. Der Geist ist die Seele des Isolierten. Sie kann ein glanzvolles Feuer sein, aber Wärme hat sie nicht.

1 xxx

Wenn wir Kraus einmal in diese Perspektive gestellt haben, so wird es uns nicht schwer, der vollen Bedeutung eines solchen Mannes uns klar zu werden. Über zehn Jahre kämpft er mit ungebrochenem Mut und lange Zeit ohne Helfer gegen Feinde, in deren Hand die äußeren Machtmittel sind: die Presse, die Justiz, die Meinung. Er steht noch in den besten Jahren, und schon beginnt nicht nur sein Ruhm aufzublühen, sondern sogar wirklicher Erfolg wird an vielen Orten fühlbar. Schule machen darf eine solche Natur nicht: seine Schüler zeichnen sich durch nichts aus als durch Sorgfältigkeit der äußeren Form und noch größeren Unverstand gegenüber dem Volk, dem Gemeinsamen. Und nur ein Riese hat das Recht, die Gemeinsamkeit gering zu achten.

Ihn dagegen zu achten ist Pflicht. Denn die Echtheit seiner Natur zeigt sich nicht nur in seiner Unerschütterlichkeit im großen, sondern bis ins kleinste Detail seiner Arbeiten hinein. Selten hat ein Deutscher seine Prosa so gewissenhaft durcharbeitet, und selten ist der Genuß eines gedanklichen Werkes auch formal so rein und ungetrübt, wie bei der Lektüre Krausscher Aufsätze und Aphorismen. Denn, obschon getrennt von der andern Welt, ist dieser Künstler in sich selber doch eins, und so auch sein Stil eins mit ihm.

Dr. Hans Limbach.

Ja, die Negativen und die Positiven. Die Ungerechten und die Gerechten! Es ist erfreulich, daß von der Demokratie meine Tapferkeit anerkannt wird. Was sind ihr aber dann die Positiven und die Gerechten? Und dabei gehts mir so wenig um den Kampf wie um die »gewissenhafte Durcharbeitung« meiner Prosa. Ja, wenn das so leicht zu sagen wäre, worum's mir geht! Ich habe gegen die anständige Gesinnung, die mich so teilt und wertet, nichts einzuwenden. Aber sie sollte mich lieber preisgeben als sich einer Untreue an der Gemeinsamkeit verdächtigen zu lassen. Denn wenn es anerkennenswert ist, daß ich den Wortführern einer hohlen Weltanschauung und den Feinden wahrer Kultur den Boden untergrabe, wie läßt sich dann noch die Gemeinsamkeit gegen mich verteidigen? Es ist mir nicht einmal wichtig, jenen den Boden zu untergraben. Sie sollen leben. Wenn sie mir wegsterben, muß ich Sätze umstoßen. Aber wer sind sie denn? Und sind es nicht vielleicht auch die pathetischen (genialen) Künstler, die die Umwelt im schöpferischen Moment liebend umfassen, an sich reißen, mit ihr eins werden? Eine schöne Menage! Und kann nach der Nestroy—Schrift so etwas noch im Zusammenhang mit mir gesagt, Pathos diesseits der Satire gesucht werden? Welch ein Pathetiker, der »sich mit allem vereinigt«! Welch ein Positiver, der im schöpferischen Moment *diese* Welt liebend umfassen kann! Welch ein warmer Bruder! Gewiß, er ist der reiche Wohltäter, der die Armen an seine Tafel lädt, und der stolze Ritter zürnt nur, daß der Anblick der Armut ihm den Genuß seines Reichtums vergällt. Aber er verhungert *nicht*. Denn er ist zu Gaste bei Gott, der sich auch satirisch bewußt bleibt, daß im Grunde die Welt anders ist als er.

*

'Saturn' (Heidelberg, Juni—Heft), »Das neue Buch von Kraus«:

In Karl Kraus ist die Empörung des Individuums gegen seine Umwelt mit der letzten, geistigsten Macht zum treibenden Rad geworden. Der Aphorismus hat hier einen Schöpfer gefunden, der zugleich Besiegter ist und aus diesem leidenden Zustand heraus seine Bekenntnisse mit einer beispiellosen Eigenwilligkeit zu

sprachlichen Gebinden formt. Das Wort flieht, aber es bleibt stehen, sobald es angerufen wird. »Der Gedanke forderte die Sprache heraus. Ein Wort gab das andere.« In dieser Welt sprachlicher Umfassung nimmt sich unsere Gegenwart schön aus. Sie schielt, hinkt, ist satt und riecht aus dem Mund. Karl Kraus trotz allen Übeln und besieht sich die Geschichte aus der Nähe. Ist schon die Unerschrockenheit, mit der er seinen Kopf in den Rachen legt, eine wahrhafte Erlösung, so ist die Gebärde, mit der er ihn herauszieht, von unvergleichlicher Befreiung. Dies werden nur jene verstehen, die längst ihre Sache auf nichts gestellt haben. Die Gefolgschaft, die man diesem Künstler leistet, wächst sich nur dann zur Verbundenheit aus, wenn sie die unmittelbare Entäußerung von allen Eventualitäten des Tages zur Konsequenz hat. Die Gedanken dieses einen Karl Kraus greifen in ihren entferntesten Ausläufern in das Chaos jenes Weltuntergangs ein, dem beizuwohnen wir die Ehre und das aussprechliche Vergnügen haben. Nur jener also, der diesen Weltuntergang ohne Verkleinerungsglas sieht, hat die unbedingte Herrschaft des gewaltigsten Satirikers, den die deutsche Zunge jemals in Bewegung brachte, aufopferungsvoll begriffen. Die Aphorismenfolge »Pro domo et mundo« ist »geschriebene Schauspielkunst«. Hier wird eine Angelegenheit mit entschlossener Kürze ihres sachlichen Materials entbunden und durch die Transmission in jene Sphäre, wo das Wort im Effekt der rohen Tatsache seinen Widersacher findet, für alle Zeiten bewahrt. Es herrscht eine so aus sich selbst entstehende, den Anlaß über dem Ausbau vergessende Geistigkeit, daß man entzückt die Wunder der sprachlichen Erstarkung miterlebt. Karl Kraus ist der Einzige, der die in den Angeln kreischende »Kultur« des neuen Jahrhunderts so zertrümmert hat, daß nichts bleibt als ein Haufen Gerümpel. Die Leute wird das nicht zu arg verdrießlich machen, denn wer ihnen zu tief in die Glasaugen schaut, den vergessen sie leicht. Wir aber, die wir die kreischenden Angeln hören müssen, wünschen uns — um an einen der feinsten Kraus'schen Aphorismen anzuknüpfen — einen Platz in der Arche Noahs, die ein wenig sicherer ist als die »Titanic« und in der wir uns dann, allen Geräuschen entrückt, an dem Vieh und Gewürm erfreuen können, das unser Steuermann mitgenommen hat.

Hermann Meister

*

'Pan' (Herausgeber Alfred Kerr, Berlin 22. August), »Der kleine Anti—Schnitzler«:

Karl Kraus 'trat' zum Geburtstag gegen Arthur Schnitzler 'an'. Warum? Aber weil der von der Presse gelobt wurde. Schnitzler sei ein konzentrierter Schwächezustand. Warum? Weil er nicht kreischt wie Kraus.

Schnitzler gegen Kraus verteidigen? Inkommensurable Größen.

Der starke Gehalt Schnitzlerscher Werke wird leben, wenn von Kraus der Urenkel des Piccolo vom Café X. einiges Überlieferte weiß.

Was bedeutet Karl Kraus? Zum Unterschied von Feuerköpfen ist er mehr ein Strohfeuerkopf.

Sein prometheischer Trotz ist Krakehlerei gegen den Inseratenteil der Neuen Freien Presse.

Tragikomische Figur: er unterstreicht und brüllt in die Welt: Hier zerspringe ich, ich kann nicht anders!

Kulturkampf, indem er Banalitäten gegen die Presse brüllt. Niemals bisher wurden mit einem größeren Triumphgeschrei offenere Türen ingerannt.

Tragikomisch die Unvereinbarkeit von Ansprüchen und Verdiensten. Wenn ein Bauernknecht sich als Herkules feiern lassen will, weil auch er einen Stall ausgemistet.

Was wird von ihm bleiben? Ein paar hübsche Wortspiele, einige gute Witze, einige Bosheiten.

(Er war der Saphir aus der Zeit des Preßkongresses.)

In einer Gesellschaft, in der von einer neuen Zeitungskorruption die Rede war, platzte jemand heraus: 'Wenn das der Kraus erfährt bekommt er wieder eine Ohrfeige.'

Aber ist man ein Märtyrer, nur weil man Ohrfeigen empfängt?

Theodor Reik

*

'Gegenwart' (Berlin, 20. Juli), »Kraus und Nestroy«:

Das österreichische Gemüt schäumt beängstigend, wenn es Heimatlaute hört. In Berlin kompromittiert der Dialekt: in Wien schwillt die Seele (als ob es sich um das permanente Fest eines Volkstrachtenvereins handelt). Und man stand vor einer Nestroyfeier.

Ein Protest aus einer europäischen Gegend schien nötig. Es ist gut, daß Karl Kraus den nachsichtslosen Ernst seiner Persönlichkeit an diese Aufgabe gesetzt hat: sein unbestechliches Reinlichkeitsgefühl, das von jeder Verschminktheit in Flammen gesetzt wird. Und je fruchtbarer seine geistige Aktivität an Nestroy' wurde, um so programmatischer erschien Nestroys Existenz, um so ergiebiger sein Werk: bis durch die nebelhaften Flächen seines Körpers ein Geist von anderer Bedeutung durchschimmerte, der Geist des Schriftstellers, der leidenschaftlich sich in ihm erlebte. Die Form des Nestroyschen Daseins füllt sich mit einer Geistigkeit, die den historischen Typus zersprengt. Um die Gestalt eines ironisch sich distanzierenden Künstlers brandet die Begeisterung eines Publikums, dessen flache Bildungsprätension sich eben in der lärmvoll eingeleiteten Gründung einer Gesellschaft für positivistische Philosophie monumentalisiert hat.

Vor dieser Bedeutsamkeit des Nestroy—Porträts Karl Kraus' verblaßt der Wert historischer Richtigkeit ... (Folgt der Versuch einer Wertung Nestroys.)

... Es ist leicht, Nestroy objektiver gegenüber zu stehen als Karl Kraus. Er hat für den Ernst einer Lebensarbeit zu kämpfen. Er spricht zu einem Publikum, dem er einbläuen muß, daß Witz und kulturerfüllte Leidenschaft sich nicht ausschließen. »Wir werden seiner Botschaft den Glauben nicht versagen, weil sie ein Couplet war.« Das bestimmt den Stil dieses Essays: diese explodierenden, ruhelos sich steigernden Sätze, in denen sich hier mühselig, im schweren Ringen um den Ausdruck die Gedanken hervordrängen, dort mit unerhörter Bildlichkeit leicht sich emporschwingen. Man wird diesen Essay nicht ohne innere Teilnahme lesen: wenn er auch nicht die erregende Schwungkraft, die leidenschaftliche Beredsamkeit seiner Heine—Polemik hat, mit deren Inhalt ich nir-

gends, auf keiner Seite einverstanden bin, aber deren Form und Denkstil mir die Bewunderung zäh abgerungen hat: als Beispiel einer Prosa die alles Stoffliche in sich ausgeglüht hat, bis zur letzten, unwahrscheinlichsten Durchsichtigkeit.
Rudolf Kurtz.

»Nestroy und die Nachwelt« ist — das weiß der Autor besser — ein besseres Beispiel dieser Prosa und hat, ein absatzloses, mehr Schwungkraft als »Heine und die Folgen«. Beredsamkeit haben beide in keiner Zeile.

* * *

Den reichsdeutschen Tagesblättern, die jetzt oft um ein Freiexemplar der Fackel ansuchen, wogegen sie sich bereit erklären, Nachdrucke aus der Fackel zu bringen, wird mitgeteilt, daß dieses Freiexemplar nur unter der Bedingung gewährt werden kann, daß die Nachdrucke unterbleiben.

*

Jener Herr, proportioniert, mittelgroß, rotblondes dichtes Haupthaar, der sich damals in Graz bei der Wiener Presse beliebt gemacht hat, indem er sie über die Geringfügigkeit meiner Probleme (Wien—Berlin, Kutscher, Kellner) beruhigte, wird ersucht, die Abschreiberei meiner Probleme (Wien—Berlin, Kutscher, Kellner) in Graz und Wien zu unterlassen,

*

Druckfehlerberichtigung. »All righth ...« an mehreren Stellen von Seite 8 des letzten Heftes ist insofern eine voreilige Feststellung, als es, wenn alles richtig wäre, »All right« zu heißen hätte.

*

Am 15. Oktober findet eine Vorlesung im Kleinen Musikvereinssaal statt. Sie wurde — durch ein administratives Versehen der Saalvermieter — in die Konzerttafel der Gesellschaft der Musikfreunde aufgenommen und ist darum Sonntag, den 22. September in den Zeitungen und — durch ein redaktionelles Versehen — auch in der Neuen Freien Presse annonciert worden. Es versteht sich von selbst, daß für das Arrangement dieses wie aller folgenden Leseabende die Mitwirkung der Wiener Presse weder gesucht noch honoriert wird.

Glossen

WIE MACHT MAN DAS?

Meine grauenhafte Vision eines Bischofs Gotthilf von Bamberg, der statt Stol—Gebühren Expensen nimmt, schien für einen Tag verwirklicht:

Die Kardinäle Rossum und Nagl bei einer »Mirakel«—Probe in der Rotunde.
Gestern abend erschienen der Kardinal—Legat van Rossum und der Kardinal Fürsterzbischof Dr. Nagl in Begleitung ihrer Zeremoniäre in der Rotunde, wo heute die Eröffnungssitzung des Kongresses stattfindet. Als die beiden Kardinäle im Automobil vor dem Südtor der Rotunde vorfuhren, war eben eine Massenprobe des »Mirakel« von Vollmöller unter der Leitung Direktor Reinhardts im Gange. Dr. Gotthilf Bamberger von der Festspielgesell-

schaft geleitete die Besucher in eine Loge des Amphitheaters, von der aus sie der Probe mit großer Aufmerksamkeit folgten. Der Innenraum der Rotunde, der jetzt einem Kirchendom gleicht, machte auf die Gäste *sichtlich Eindruck*. Kardinal Fürst-erzbischof Dr. Nagl machte die Bemerkung, daß noch keinem eucharistischen Kongreß ein so herrlicher Festraum für seine Beratungen zur Verfügung gestanden sei. Weiter äußerte er, es interessiere ihn sehr, ein Werk wie das »Mirakel« im Entstehen zu verfolgen, und zollte der Regiearbeit Reinhardts wiederholt das größte Lob. In einer Pause ließ er sich dann Reinhardt vorstellen und *machte ihm Komplimente über seine Geduld*. Dem Dirigenten der Aufführung, dem Komponisten Nedbal, gegenüber, der ihm gleichfalls vorgestellt wurde, äußerte Kardinal Nagl seine Bewunderung über die Akustik der Riesenhalle. Dann wurde die Orgel gespielt und der Kardinal spendete auch dem Organisten lebhaften Beifall. An der Probe nahmen etwa 1500 Sänger und Sängerinnen und Statisten teil. Nach *einstündigem Verweilen* verließ Kardinal Nagl mit seinem Gast die Rotunde.

Aber solche Wunder gibt es denn doch nicht. Siehe:

Heute enthielten mehrere Blätter die Nachricht, Kardinal Fürst-erzbischof Dr. Nagl habe gemeinsam mit dem Kardinal—Legaten in der Rotunde einer Probe zur Aufführung des »Mirakel« beigewohnt und sich »lobend über die gebotenen schauspielerischen Leistungen ausgesprochen«. Wir werden zu der Feststellung ermächtigt, daß diese Nachricht *unwahr* ist. *Weder* Kardinal Nagl *noch* Kardinal van Rossum haben die Probe des »Mirakel« besucht. Kardinal van Rossum meinte, *er begreife nicht*, wie man seinen Namen zu einer solchen Reklame benützen könne.

Wie man kann? Ja, da geht der Kirche der Glaube aus. Das sind wieder *ihre* Grenzen! Vor der mystischen Macht, die *diese* Wunder wirkt, muß sie eben den Konkurs ansagen, den abzusagen schon manchem Unternehmer gelungen ist. Ob sie will oder nicht, sie muß eben dazu helfen, und in ganz Deutschland bleibt es unberichtigt, daß Herr Reinhardt von Nagl & Rossum Komplimente bekommen hat. Man sagt jetzt, es sei kein Schwindel gewesen. Ein Hörfehler beim Telephon habe den Irrtum verschuldet. Es waren nämlich die Kardinäle Nagl und Wortmann.

* * *

ABER WAS BRAUCHT ER KARDINÄLE

wo er selbst mehr ist als ein Kardinal? Was ist die Unnahbarkeit der Papabili und das geheimnisvolle Walten der Zeremoniäre gegen die Aura, die einen Weltregisseur umgibt? Der Papst würde einem Journalisten mit weniger Feierlichkeit den Segen erteilen, als Herr Reinhardt einem Gläubigen die Auskunft, ob er Burgtheaterdirektor werden wolle. Das Wissen um diese Dinge geht durch Ohr und Mund von hundert hochgestellten Dramaturgen, und kaum weiß der Monsignore Kahane, wie die Eminenz Holländer über diese Dinge denkt. Seine Heiligkeit selbst liegt im Gebet versunken und ist nicht zu sprechen. Herr Brahm, der mehr wie der Dalai—Lama aussieht, aber zum Unterschied von diesem öde Essays geschrieben hat, gibt immerhin persönlich Auskunft: »Verhandlungen mit Wien habe ich nicht geführt und führe ich nicht.« Man deutet seine Worte auf eine Berufung. Auch weiß man, daß er im

Frühjahr in Wien getauft wurde. Reinhardt liegt im Gebet, Gott bittend, er möge ihn der Versuchung widerstehen lassen, denn Berlin trägt mehr.

»Von einer *Persönlichkeit* aus seiner *nächsten Umgebung*, die mit seinen Intentionen aufs genaueste vertraut ist, wird Ihrem Korrespondenten versichert, es werde für ausgeschlossen gehalten, daß das Wiener Obersthofmeisteramt Reinhardt einen Antrag machen werde. Einer Berufung Reinhardts steht zunächst *sein Glaube* im Weg und auf diesem Gebiet würde er unter gar keinen Umständen eine *Konzession* machen.«

Es geht gegen Brahm. Wer denkt aber bei Reinhardt an eine solche Theaterkonzession! Es hieße dem Papst zumuten, daß er Jud werden soll. Und den Glauben, daß das Burgtheater nicht die ganze Familie erhalten kann, wird kein Ketzler anzutasten wagen.

* * *

DER PRIESTER DER KUNST

<p>Vorne: <i>Das Mirakel</i> zwei Akte und ein Zwischenspiel von Karl Vollmoeller Musik von Engelbert Humperdinck Inszeniert von Max Reinhardt Rotunde — Wien vom 15. September bis 4. Oktober Täglich 8 Uhr abends</p>	<p>Hinten: <i>A. Gerngross</i> größtes Spezialhaus der Monarchie Eine Sehenswürdigkeit Wiens Rendezvous aller Fremden. Einziges Haus, in dem alle Artikel zu haben sind Wien VII. Mariahilferstraße 38—48 Große Herbst—Neuheiten—Ausstellung Täglich von 4 bis 6 Uhr Wiener Musik</p>
---	---

* * *

EIN MISSVERSTÄNDNIS

»Die Zunge darf jedoch nicht andeuten, was das Gemüt bewegt, ein Augenblick der Vergessenheit kostet Stellung, Brot und Lebensglück.«

Unter Benedikt? Nein, nur unter Pius.

* * *

NICHT WIEDER ZU ERKENNEN

— meint der Freisinn.

»Eine Woche lang hat das Dorf unsere Straße beherrscht!«

Nur eine Woche? Erst in der Zeit des Eucharistischen Kongresses? Die Wiener Straße verwandelt? Nicht vielmehr agnosziert? Wien nicht wieder zu erkennen, oder: endlich wieder zu erkennen? Nun, in Wien, das aus hundert Ortschaften besteht, gab es nie eine Stadt, die so groß wäre wie Linz. Hundert Dörfer haben seit Jahrzehnten behauptet, sie gäben zusammen eine Großstadt. Endlich einmal wurde Farbe bekannt, endlich gab es eine Einheit, die der Freisinn nie zustandegebracht hätte. Hundert Dörfer waren ein Rie-

sendorf ... Diese Einheit in Farbe und Fülle ist Kultur. Ein Wien der Freidenker ist nicht Farbe, sondern Druckerschwärze, nicht Fülle, sondern Masse und bedürfte, um in Bewegung zu kommen, erst des Antauchens des Herrn Reinhardt.

* * *

EIN KOMPLIZIERTER, ABER INTERESSANTER GEDANKENGANG

knüpft sich an die Verordnung, daß der Unterricht in jenen Schulen, die die Teilnehmer des Eucharistischen Kongresses beherbergt haben, erst am 30. September aufzunehmen sei. Er lautet:

Wie erinnerlich, war noch im Sommer vom Unterrichtsministerium angeordnet worden, daß mit Rücksicht »auf die besonderen Verhältnisse im heurigen Jahre« der Beginn der Schulzeit, der sonst auf den 16. bis 18. September gefallen wäre, an allen Volks—, Bürger— und Mittelschulen der Monarchie auf den 20. d. zu verlegen sei. Die *Befürchtungen*, daß es mit dieser Verschiebung in Wien nicht sein Bewenden haben, und daß *trotz des anfänglichen Protestes der kompetenten Faktoren die verantwortlichen Stellen davor zurückschrecken* werden, die Wiener Schuljugend in Lokalitäten sich versammeln zu lassen, ehe dieselben nicht nach der mehrtägigen Benützung als Massenquartiere für die ärmeren auswärtigen Teilnehmer des Eucharistischen Kongresses entsprechend gesäubert und desinfiziert sein werden, sind nun doch *verwirklicht* worden. Welch eindringlichen und hartnäckigen Appells *bedurfte es vor fünf Jahren*, als Wien vor einer ernststen Blattern- gefahr stand, eine Prolongierung der Schulferien durchzusetzen, die *jetzt kurzerhand bewilligt* wird, trotzdem es *schon vor Monaten* klar war, daß die Verwendung der Schulräume als Massenunterkunftsstätten nicht anders denn mit einer erheblichen Verzögerung des *Unterrichtsbeginner* enden könne ...

Die liberale Presse hat also gehofft, daß die Schulzimmer gereinigt würden, und ihre Befürchtung, daß infolgedessen eine Verschiebung des Unterrichtes nötig sein werde, hat sich verwirklicht. Sie hat schon vor Monaten eine Prolongierung der Ferien verlangt, die jetzt kurzerhand bewilligt wird, wiewohl sie vor fünf Jahren ebenfalls verlangt und bewilligt wurde. Trotz des Protestes der kompetenten Faktoren gegen die Verschiebung des Unterrichtes schrecken die verantwortlichen Stellen davor zurück, den Unterricht nicht zu verschieben, und verschieben den Unterricht. Der Unterricht wird verschoben. Die Schulzimmer werden desinfiziert. Leider nicht so gründlich, daß die Fähigkeit liberalen Denkens im Keime erstickt 'würde. Die Schulen, in denen Pilger geschlafen haben, müßten solange geschlossen bleiben, bis keine Journalisten erwachen können.

* * *

GESTÄNDNISSE

Anstandslos wurden von den Freidenkern die 'Josefsblätter' verteilt: in Fischamend, Voitsberg, Rodaun, Oderberg (»die Wirkung ist ausgezeichnet«, schicken Sie mir noch eine Partie Josefsblätter), Hallein (»sie interes

sieren sehr«), Schlöglmühl, Gosau, Pyhanken, Teplitz—Schönau, Herzogenburg, Attnang—Puchheim, Neuern, Wiesental, Lienz,
Ohne Anstand: in Tannwald (»öffentlich und in den Häusern«), St. Valentin.
Ohne den geringsten Anstand: in Liebenau.
Kein Anstand war:

in Braunau (»mit großer Freude«), Liesing (»Lebhaftes Interesse der Bevölkerung«).

In Wagstadt dagegen, wo die Verteilung ohne Beanstandung erfolgte, war der Eindruck großartig.

Am erfreulichsten ist aber doch:

»*Ischl.* Die verteilten Blätter wurden auch hier von den Kurgästen gerne genommen.«

* * *

DIE SEELE FLÜCHTET SICH

»Inventur« heißt das letzte Werk Hermann Bahrs, das soeben im Verlage S. Fischer, Berlin, erschienen ist. Das nachdenkliche Buch, dessen schlichter und klarer Stil ungemein anzieht, befaßt sich mit verschiedenen Problemen des Tages und vor allem mit der Not der Zeit. Aus den einzelnen Kapiteln blickt uns das seltsam veränderte Antlitz der Menschheit an mit einem Ausdruck, der uns unbekannt war in jüngeren Jahren. Was Bahr sagt, empfinden wir alle schmerzlich, wir wissen es, daß der »*Betrieb*«, *der tüchtige Reklame für die Qualität setzt, die Welt beherrscht*, und wir fühlen es, daß sich unsere Seele, deren leise Stimme wir im Lärm des Tages gar nicht mehr zu vernehmen vermögen, immer ängstlicher in ihre tiefsten Schlupfwinkel flüchtet ... «

Wo entringt sich der Seufzer? In der Theaterrubrik. Zweifellos der tiefste Schlupfwinkel, in den sich die verschüchterte Seele flüchten kann. Ganz verschüchtert ist sie. Denn gleich oben steht zu lesen, daß die Direktion der Festspielgesellschaft Vorsorge getroffen hat, und gleich untrisch, daß von der Presse in Darmstadt die Intentionen eines Herrn in der schmeichelhaftesten Weise gerühmt werden, den gerade die Reklame des Herrn Bahr in jene Gegend lanciert hat. Die leise Stimme kann sich kaum vernehmlich machen. Aber wenn man sie fragen sollte, warum sie's denn, und gar in solchem Betrieb, versuche, sie würde mit Recht antworten, der Seelenkenner sei Kollege, und da müsse man doch, das gehöre zum Betrieb, der Betrieb beherrsche die Welt, und an dem bisl Reklame liege eh' nichts.. Und plötzlich wird klar, wie gut der Seufzer in die Rubrik paßt. Der Meister leidet selbst ja zwischen Wahnfried und Ronacher, aber er hat sich durchgerungen, er legt keine Beichte ab, sondern macht Inventur, wählt Geld und Gral, und hat bewiesen, daß dem reinen Toren alles rein ist.

* * *

EIN STERN IST AUFGEANGEN

In unserer mehr als je hastenden Zeit ... alles zu bieten, was überhaupt der Geist ersinnen kann ... hat den geradezu genialen Gedanken gefaßt ... zur höchsten Vollkommenheit zu bringen ... selbst im Auslande Aufsehen erregen wird ... der seit nahezu vier

Dezennien ... zu seiner weiteren Eigenart gehört es auch ... Solche Männer haben nicht nur sich selbst ... Meer von Licht ... faszinieren ... heuer zaubert er ...

Wer zaubert? Was zaubert er? Von wem geht die Rede? »Aus seinen Souterrainlokalitäten zaubert er ein wahres Schmuckkästchen hervor.« Was wird zur höchsten Vollkommenheit gebracht? Ein Kaffeehaus! Was ist der geradezu geniale Gedanke? »Dessen vornehme Gäste, die ohnedies in jeder Hinsicht voll des Lobes sind, gegen eine Gebühr von einer Krone durch eigene Autos in ihre innerhalb des Gürtels gelegenen Wohnungen zu bringen.« Wer bietet alles, was überhaupt der Geist ersinnen kann? Der Cafétier Stern! Was gehört zu seiner weiteren Eigenart? »Daß er ununterbrochen, gleichsam hinter den Kulissen das große Etablissement diskret leitet.«

Daher schätzen ihn auch seine Gäste, und möge zur Illustration dienen, daß sich schon ein Kreis gebildet hat, welcher ihm und seiner ebenso tüchtigen Gemahlin am 25. Oktober l. J. zur silbernen Hochzeit mannigfache Ehrungen vorbereitet.

Wer druckt gegen Bezahlung an derselben Stelle, die sonst dem Parsifalschutz vorbehalten ist, und in denselben Lettern, in denen bei Lebzeiten Wagner verrissen wurde, den begeisterten Essay über einen Kaffeesieder? Ein Weltblatt. Wer grüßt den Herausgeber dieses Weltblattes zuerst, anstatt seinen Gruß nicht zu erwidern? Musiker und Dichter, Künstler und Politiker, Stiefelputzer und Regierungen. Was muß einer sein, um in Wien schon bei Lebzeiten für genial zu gelten? Kaffeesieder. Was hätte Wagner sein müssen, um schon bei Lebzeiten von der Wiener Presse in seiner Eigenart anerkannt zu werden? Der Schöpfer des Café Parsifal. An wem scheint dieses falsch-gemütliche treulose Wien jetzt schnöden Verrat zu begehen? Wer wird sich nun, da ein neuer Stern aufgegangen ist, der Vergessenheit erwehren müssen? Wer wird tiefer in die Tasche greifen und schon eine goldene Hochzeit springen lassen müssen, um überhaupt noch gewürdigt zu werden? Wie sagt doch der Dichter, nein, wie wird er fortan zu sagen. genötigt sein?

Zu End' ist der Sang vom lustigen Liedl,
Es gibt jetzt an Stern und nicht nur an Riedl.

* * *

EINE KUNDGEBUNG

»16 Jahre sind verflossen, daß die Istrianer Weinstube, XIV. Sechshausergürtel, Viadukt Nr. 1, durch Herrn Anton Kajfez als erstes Lokal, wo der Ausschank des Weines direkt aus den Fuhrfässern erfolgt, eröffnet wurde, und hat dieser Herr seit dem Bestande der außerordentlich angenehmen und gemütlichen Weinstube stets die besten Qualitäten naturreiner Rotweine seinen Gästen zu einem derart wohlfeilen Preise vorgesetzt, wie er nur bei Verkauf größerer Quantitäten an Zwischenhändler üblich ist. Herr Kajfez war es, der auch im allgemeinen auf die Billigkeit der Weine im Ausschank in Wien führend war und bezweckt hat, daß sich der Detailschank im allgemeinen so verbilligt hat. Wohl ist es ihm auch anzurechnen, daß er in der Wahl seines Geschäftsführers stets eine glückliche Hand hatte, der es verstanden hat, die rechte Ordnung im Hause aufrechtzuerhalten und die Gemütlichkeit unter den Gästen zu heben, der jeden einzelnen Gast beim Eintritte genau zu beurteilen wußte, was er gelegentlich der Affä-

re Reischer, Vl. Mollardgasse, am 13. v. M, bewies, indem er Genannten als Plattenbruder erkannte, ihm daher nichts einschenken, sondern durch die Wache abführen ließ.

Wir beglückwünschen den *Jubilar* auf das herzlichste und hoffen, daß unser beliebter Schillerwein zu 18 Heller und der süße Rotwein Refosco zu 24 Heller pro Viertelliter bei dem bisherigen gediegenen Service weiter zu diesen Preisen ausgeschenkt wird, was wohl in der Macht des Jubilars als Weingartenbesitzer und Weingroßhändler liegt. Schließlich geben wir noch der Erwartung Raum, daß die guten Rotweine nicht nur in den Weinstuben XIV. Sechshausergürtel, 1. Bäckerstraße 13 und XV. Felberstraße 2 getrunken werden, sondern daß die Möglichkeit es zuläßt, daß auch in anderen Bezirken zur Bequemlichkeit des Publikums Ausschankstellen für diese Weine errichtet werden.

Unsere Glückwünsche sollen nicht nur dem Jubilar, dessen Firma in Gottschee bereits 54 Jahre besteht, sondern auch dessen Familie gelten, der wir ein donnerndes Hoch zurufen.

Im Namen mehrerer Stammgäste der Istrianer Weinstube, XIV. Sechshausergürtel, Viadukt Nr. 1.«

Da immer von der kulturellen Zusammengehörigkeit Deutschlands und Österreichs gesprochen wird, so müßte doch auch in der Berliner Presse von Zeit zu Zeit so etwas zu lesen sein. Aber dort scheint man für die führenden Persönlichkeiten kein Gemüt zu haben. Wo gibts denn dort an guten Tropfen und a Hetz? Dort trinkt man höchstens den Wein; hier berauscht man sich am Anblick des Wirts. Dort werden freilich auch nicht die Plattenbrüder im Adreßbuch geführt. Hier ist es der Fall, aber es hat seine Nachteile. Denn dann kann einer sofort erkannt werden und bekommt nichts eingeschenkt. Der Nestroy'sche »Liebhaber ohne Adress'«, der bekanntlich ein trostloser Zustand ist, ist noch Gold gegen einen Plattenbruder mit Adress'.

* * *

DER FORTSCHRITT

schreibt:

Sie waren eifrige Kaffeehausbesucher ... Auf sieben Wiener Bühnen wurden damals Kasperlstücke gegeben ... Begeistert haben die Wiener sich aber fürs Ballett, namentlich für die Vigano, die berühmte Tänzerin, in die damals ganz Wien verliebt war. So heftig war die Viganoschwärmerei, daß die Wiener darüber beinahe die französische Revolution vergaßen ... Man scheint gar keinen Sinn für die Bedeutung der blutigen Dinge gehabt zu haben und hielt alles nur für Pöbelunfug ... Die ganze gedankenlose Zeit spiegelt sich in den ständig wiederkehrenden Wendungen dieser Briefe: »Die Täg' hab ich ein Stuck g'seh'n.« »Da hat ein Stubenmadel einen Witwer g'heirat'.« »Neulich ist ein neues Traktierhaus errichtet worden.«

Also es war alles wie heute, nur besser, weil es nicht sagte, daß es anders sei. Das Publikum der sieben Kasperltheater hatte Kultur, da es die französische Revolution für Pöbelunfug hielt. Das Publikum der sieben Operetten-theater hat keine, wie immer es zur französischen Revolution stehe, der es sich verdankt. Die Viganoschwärmerei war eine Ablenkung vom Pöbelunfug.

Der Bürgerunfug lebt sich in der Treumannschwärmerei aus, und nur blutige Dinge werden von ihm ablenken können.

* * *

JETZT WEISS ICH NICHT

wenn ich so lese:

Der König von Bulgarien hat das neueste patriotische Festspiel »Dem Kaiser — ein Denkmal« aus der Feder des Teplitzer Schriftstellers Herrn Alexander Rechnitz entgegengenommen und dem Verfasser durch den Chef des Zivilkabinetts den Dank ausdrücken lassen. Das Gleiche erfolgte von seiten des Erzherzogs Ludwig Salvator. — Dem in Scheveningen zur Kur befindlichen Wiener T. Fried wurde anlässlich der Widmung eines Huldigungsgedichtes vom Kammervorsteher und Privatsekretär der Königin Wilhelmine von Holland ein Schreiben übermittelt, in dem ihm über besonderen Auftrag der wärmste Dank ausgesprochen wird. — Der König von Montenegro hat durch seinen Hofmarschall Dr. Gregorvic dem Teplitzer Schriftsteller Herrn Alexander Rechnitz für dessen neueste literarische Publikation Dank und Anerkennung auf schriftlichem Wege bekanntgeben lassen. — Dem in Scheveningen zur Kur befindlichen ...

jetzt hab' ich vergessen, was ich fragen wollte — richtig, sind das mehr Hof— oder Personalnachrichten?

* * *

UNSERE VERWENDBARKEIT FÜR CHINA

»Die Chinesen sind die eifrigsten Abnehmer von altem Zeitungspapier, das sie zu den mannigfachsten Dingen verwenden ... Nach der Statistik der Zollbehörden von Niutschwang sind in diesem Hafen allein im Jahre 1911 1918 Tonnen alter europäischer Zeitungen eingeführt worden, die einen Wert von 292.360 Mk. darstellen. Es scheint, daß die Chinesen der Mittelklassen diese alten Zeitungen dem in China hergestellten Papier vorziehen, um damit die Wände ihrer Wohnungen zu tapezieren. Unser europäisches Zeitungspapier ist besonders widerstandsfähig und soll vor allem am besten das Eindringen der Wanzen verhindern ... «

* * *

SENSATIONELLE ENTHÜLLUNGEN ÜBER DEN SELBSTMORD DES GENERALS NOGI

»Das neue Stück von Leo Birinski, »Narrentanz«, das am 28. d. an der Neuen Wiener Bühne zur Uraufführung gelangt, wurde außer ins Englische, Französische, Italienische, Schwedische, Dänische, Holländische, Russische, Polnische, Tschechische, Kroatische und Ungarische nun auch ins Japanische übersetzt und soll noch im Laufe des Jahres 1913 am Modernen Theater in Tokio zur Aufführung gelangen.«

* * *

PROFESSOR DR. GRÄFIN LINDEN (BONN)

— so eine Visitkarte scheint dem Fortschritt akzeptabel. Unsereins wäre schon gegen einen Professor Dr. Graf Linden mißtrauisch und würde eben noch, weil's denn sein muß, den Professor Dr. Graf hinnehmen. Dem Hochadel steht die Medizin nicht. Er lasse sich von der Demokratie nicht in solche Experimente hineinhetzen. Es ist, wenn man den Vorzug hat, gut auszusehen, ganz überflüssig, sich mit Notwendigkeiten abzugeben. Und es ist nur eine Gelegenheit für Bankdirektoren, die nach München reisen, um sich von einem Wittelsbacher etwas ins Auge spritzen zu lassen.

* * *

ALLERLEI FALSCHMELDUNGEN

(Falschmeldungen aus Scham.) Der Tagelöhner Anton H. und Susanne A., die gemeinsam leben, standen heute vor dem Bezirksrichter der Leopoldstadt Dr. Heller wegen Falschmeldung, weil sie sich als Ehepaar gemeldet hatten. Die allein erschienene Frau gab an, daß sie die Meldung als verheiratet machten, da sie, wenn in der Nachbarschaft bekannt geworden wäre, daß sie nur im Konkubinate leben, Verspottungen ausgesetzt gewesen wären. Der Richter verurteilte die Angeklagten wegen Falschmeldung zu je drei Kronen Geldstrafe. — Eine ähnliche Falschmeldung aus Scham hat der Photograph Nicola G. begangen, der sich in einem Massenquartier in der Novaragasse unter dem Namen Milan Milanovig gemeldet hatte. Er wurde bei einer Revision verhaftet. Er gab an, daß er mit seinem Geschäft in Neusatz völlig zugrundegegangen und mit den Resten seiner Habe, einigen Kronen, hierher gekommen sei, um hier Stellung zu suchen. Mit Rücksicht auf seine knappen Mittel, es waren bei ihm bei seiner Verhaftung im ganzen 24 K gefunden worden, habe er in einem Massenquartier Wohnung genommen. Aus Scham, daß man erfahren könnte, daß er in einem Massenquartier wohne, habe er sich dort unter falschem Namen gemeldet. Bezirksrichter Dr. Wüstinger, dem der Angeklagte heute aus der Haft vorgeführt wurde, konstatierte, daß die polizeilichen Erhebungen ergaben, daß der Angeklagte unbescholten ist, und verurteilte ihn unter Anwendung des außerordentlichen Milderungsrechtes, indem er der Verantwortung des Angeklagten, daß die Falschmeldung keine Täuschung der Behörde beabsichtigte, Glauben schenkte, zu 10 K Geldstrafe.

Angekl.: ich brauche das Geld, mein ganzer Besitz sind die 24 Kronen. —

Richter: Sie sind ein unbescholtener Mensch. Sie werden doch lieber die 10 K verschmerzen, als eine Arreststrafe verbüßen? —

Der Angeklagte entschloß sich nach einem sichtlich schweren Kampfe, die Geldstrafe zu erlegen. Er wird sodann der Polizei überstellt werden.

Was würde Österreich, das die Falschmeldung eines Kulturstaats, aber nicht aus Scham, sondern aus Gewohnheit begeht, dazu sagen, wenn ein preußischer Richter ihm deshalb die Sudetenländer abnähme? Ich wünsche es ihm nicht, wiewohl es selbst so gern den preußischen Richter macht. Es gibt Sätze, im Gerichtssaal gesprochen, von denen man glaubt, sie müßten noch vor das Ohr eines sterbenden Landesgerichtsrats treten und den letzten Trost verdrängen. »Ich brauche das Geld, mein ganzer Besitz sind die 24 Kronen.« Was wiegt der Erkenntniswert einer Juristenwoche mit faulen Fischen und Humanität dazu neben diesem Satz! Was wiegt alle Rede neben der praktischen Einsicht, die den Armen ärmer macht, weil er sich der Armut schämen wollte? »Sie werden doch lieber ... « Aber es gibt noch ein Drittes: Einem Angeklagten, der »nach sichtlich schwerem Kampfe« der Arreststrafe die Geldstrafe vorzieht, die Alternative ersparen, indem man ihm auch die Geldstrafe erläßt! Für die sträfliche Neugierde des Staates auch nur mit drei Kronen zu büßen, ist noch Opfermut. Einem Richter, der dafür, daß er sich für einen Richter ausgibt, den halben Gehalt verlöre, geschähe recht: und er müßte dennoch nicht ins Massenquartier. Die Vorstellung aber, daß Leute dafür bezahlt werden, daß sie die Welt darüber aufklären, der Milan M. sei eigentlich ein Nicola G. und es sei nicht alles Gold was glänzt — schafft Migräne. Die polizeilichen Erhebungen haben ergeben, daß der Angeklagte unbescholten ist, und bewirkt, daß er es nicht mehr ist. Solches sollte den Leumund der Polizei bestimmen.

* * *

DIE FEUERWEHR

ist bekanntlich die einzige Institution, die in Wien funktioniert, und sie ist schneller da, als es gelingt, sie telephonisch zu verständigen. Jetzt denke man sich aber den Brandschaden aus, wenn ihre Aktion gleichen Schritt mit der Feuerberichterstattung, hielte:

Um halb zehn Uhr sah man aus dem Dachstuhl an der Ecke des Hauses Flammen emporsteigen ...

Eine hohe Feuergarbe schlug zum Himmel empor. Die Flammen beleuchteten die Umgebung taghell und schufen die schauerlich—schönsten Farbeneffekte. Das Burgtheater erglänzte in einem rötlichen magischen Lichtschein. Die Bäume des Rathausparkes hoben sich mit rötlich angehauchten Blättern vom Nachthimmel ab, und die Fronten des Rathauses und der Universität, in dem der Burg zu gelegenen Teile, waren in rotes Licht getaucht, das alle Konturen klar hervortreten ließ. Vom Dache herab wehte der leichte Wind einen wahren Funkenregen, dessen Ausläufer bis zum Burgtheater hinstoben.

Die Feuerwehr wurde alsbald verständigt und entsandte als erste Bereitschaft einen Train unter dem Kommando des Inspektors Zuleger. Alsbald folgten weitere Trains der Zentrale mit Oberinspektor Jenisch, und auch Feuerwehrkommandant Müller fand sich, bald nach Ausbruch des Brandes auf dem Platze ein und leitete mit Oberinspektor Jentsch die Löschaktion, die vorerst darauf gerichtet war, den Brand abzdämmen. Den Offizieren *standen* zu diesem Zwecke drei Dampfspritzenautomobile *zur Verfügung*. Sie wurden vor dem Burgtheater, vor dem Löwenbräu und an der Mülkerbastei postiert und von den Hydranten gespeist. Außerdem

wurden vier andere Schlauchlinien von den Kohlensäurespritzen gespeist.

Rings auf dem Ring hatte sich eine unabsehbare Menschenmenge angesammelt. Ein starkes Aufgebot von Sicherheitswache unter dem Kommando des Bezirksinspektors Dr. Rumpel versah den Ordnungsdienst, um die Feuerwehr in ihrer Aktion in der für jedermann abgesperrten Oppolzergasse nicht stören zu lassen ...

Es ergab sich keine Notwendigkeit, Parteien zu delogieren ...

Auf dem Brandplatze waren der Stellvertreter des Polizeipräsidenten Hofrat Freiherr v. Gorup, der Stellvertreter des Polizeibezirksleiters Polizeirat Dusik, der Stellvertreter des Kommandanten der Sicherheitswache Polizeirat Rzehak und Kommissar Dr. Kapralik erschienen. Auch die Rettungsgesellschaft hatte eine Ambulanz mit Dr. Cha—

Herrgott im Himmel, welche Pracht, wie hob sich alles ab, sie zählt die Häupter ihrer Lieben, nie war das Burgtheater so schön, welcher Enthusiasmus; alles ruft: Bravo! Weiter brennen! Niemand will sich delogieren lassen. So vergehen Stunden der Andacht, da ereignet sich ein Zwischenfall: die Feuerwehr kommt, sie hat es aber nicht zu bereuen, sie ist auch entzückt, alle teilen sichs mit, der Zuleger sagts dem Jenisch, der Jenisch dem Müller, der Rumpel macht den Gorup aufmerksam, der Gorup in Vertretung den Dusik, der aber auch in Vertretung erschienen ist, dieser wieder den Rzehak, der auch in Vertretung erschienen ist und eben den Kapralik auf die schauerlich—schönsten Farbeneffekte aufmerksam machen will, als eine starke Rauchentwicklung den Namen des Dr. Ch— in einem Hustenanfall erstickt. Diesem bedenklichen Umstand ist es zuzuschreiben, daß die Feuerwehr abgelenkt wurde und es ihr gelang, den Brand nach zweistündiger Bewunderung zu lokalisieren.

* * *

GUTER MISSBRAUCH

Kann ein Maler von Gefühlsakkorden und von einer Charakterskala sprechen? Doch, wenn er einem Musiker in die Hände gefallen ist, der von einem Schmock überwältigt wurde. Das alles scheint Herrn Egger—Lienz passiert zu sein. Er macht jetzt großes Aufsehen durch Schlachtenbilder, die er gegen andere Maler und zwar in der Sonn— und Montagszeitung — ausgerechnet — liefert. Der Charakter, sagt er, verschwinde im Quantitätenbrei der Nulliform monotoner Objektivität, sagt er. Er anerkennt, sagt er, die Daseinsberechtigung des Gegners auf Grund der Naturpolarität der Charaktere, sagt er. Wogegen die Wertung stets bipolar ist und antithetisch, weshalb sie auch die Verhältnismäßigkeit (Proportionalität) ausdrücken kann, den Wert, den Quotienten der Gegensätze: das Subjekt. Sehr richtig. Und die polare Komplexität der Charaktere zu erleben, darauf kommt es an. Shakespeare, sagt er, weise seinen Gestalten jenen Platz auf der Skala seines Gefühlklaviers zu, der ihrer bestimmten Subjektivität entspricht, während die qualitativen Charakterisierungselemente dem objektiven Nullifikator und Definator fehlen. Und der differenzierte Kitzler, sagt er, bringt mit einem Nervenzucker eine hypnotisierende Medusenfratze zuwege. Juhu! Herr Egger—Lienz — Segantini starb auf einem Bergesgipfel, ohne einen Finger für die Sonn— und Montagszeitung gerührt zu haben — ist gereizt, weil er irgendwo von Hodler abgeleitet wurde. Er erinnert tatsächlich mehr an Jodler. Er dürfte den Schweizer Maler so sehr

an verständlicher Wirkung überragen, wie etwa Herr Schönherr den Gerhart Hauptmann. Mit Recht behauptet er deshalb, daß er »monumentaler« sei. Er verwechselt sehr viel, alle möglichen Fremdwörter und vor allem die Künste, nennt Stefan George einen »Nervengeschmäckler«, und freut sich seiner Gesundheit. Gewiß, nichts wäre gegen den Maler Egger—Lienz einzuwenden. Wenn die malerische Existenz nicht von einer geistigen enthüllt würde. Die geistige besteht aber darin, daß sie sich leicht von der eines Journalisten substituieren läßt. Für wen Herr Egger—Lienz die Verantwortung übernommen hat, wird nicht sobald an den Tag kommen. Aber es ist gleichgültig; denn solche Enttäuschungen an einem Maler gehören zu den unentbehrlichsten Bestätigungen. Masken, die enthüllen, sind keine. Wenn Herr Egger—Lienz »Proportionalität« schriebe und »Verhältnismäßigkeit« einklammerte, so könnte man noch glauben, er schäme sich des Souffleurs. Leider aber schreibt er Verhältnismäßigkeit und übersetzt es mit Proportionalität. Und das ist das Arge. Er spricht nicht sein Wälsch und er spricht nicht sein Deutsch. Um die Ateliers schleichen jetzt Leute herum, die die suggestive Kraft haben, die Maler nicht nur zum Sprechen, sondern auch zum Mauseln zu bringen, die aber nicht davor zurückschrecken, ihnen im Notfall ihre natürliche Sprache anzuhängen. Die entsetzliche Pointe so entstehender Feuilletons ist, daß der Schreiber, der den Maler einen fremden Dialekt sprechen läßt, ihn auch die eigene Sprache kopieren läßt, um den Eindruck der Echtheit zu erzeugen. Herr Egger—Lienz, damit man nicht glaube, er sei schon ganz intellektuell, verstellt sich und redet wie Egger—Lienz. »Der beschränkte grobe Bauer, seht's, wie er verzweifelt tobt«, darf er schließlich ausrufen, nachdem er mehr Fremdworte geschluckt hat, als ein internationaler Sommer Leute nach Tirol bringt. O über die harte Zeit, wenn die Äpller auf den Rat der Kurgäste sich als Buama und Dirndln verkleiden! Sie sind's imstande: und das demaskiert sie wieder. Sie gehen aber auch als Städter: es mißlingt vorzüglich. So glaubt man, ein Ding sei verdorben. Aber es ist nur der richtige Mißbrauch davon gemacht worden.

* * *

DU MUSST ES DREIMAL SAGEN

[Dreimaliges Blühen eines Apfelbaumes.] In dem großen Garten des »Hotel Marienhof« in Pfaffstätten an der Südbahn befindet sich ein Apfelbaum, welcher heuer schon das drittemal in Blüte steht. Von der ersten Blüte sind jetzt noch reife Äpfel zu sehen; von der zweiten sehr reichen Blüte viele kleine Apfel und jetzt blüht der Baum zum drittenmal.

Und es nützt ihm nichts und es nützt ihm nichts. Ringsherum finden ganz andere Ereignisse Beachtung. Solche Apfelbäume sollten lieber totgeschwiegen werden. Ich wünsche so etwas in der Neuen Freien Presse nicht mehr zu lesen: auch wenn sie nur die Wunder eines Hoteliers preisen wollte und nicht Gottes Komfort. Aber sie tue es nicht. Nichts von Blüte in solchem Mund! Nichts von Blüte, wo nur 'Blätter sind! Dem Baum nützt es nicht, und wenn er viermal sagte, was man nicht hören will, und ihr glaubt man's nicht. Es ist, als ob ein Menschenfresser Tränen hätte, weil eine Schiffbrüchige in gesegneten Umständen ans Land kommt. Nein, toller: es ist, als ob die Neue Freie Presse gerührt wäre, weil ein Apfelbaum blüht!

* * *

DER FINANZMINISTER HAT

die Finanzsekretäre E. F., M. W., W. S., E. F. und Dr. Julius Preßfreund —

Was es für Sachen gibt! Ich las einst von einem Steuerbeamten, der Josef Christenheit hieß. Ich mochte ihn nicht. Nun aber denke ich oft mit Trauer an ihn.

* * *

DER FALL IST UNTERSUCHT WORDEN

»[Die Eisenbahnbeschwerden.] Heute wird halbamtlich mitgeteilt: 'Das reisende Publikum hat vielfach im Wege der Presse die in der sommerlichen Reisesaison gesammelten Wahrnehmungen in Form von Beschwerden über Mängel und Unbequemlichkeiten des Verkehrs der Öffentlichkeit übergeben. Wie wir nun erfahren, ist über Auftrag des Eisenbahnministeriums *jeder einzelne Beschwerdefall* seitens der zuständigen Staatsbahndirektion eingehend erhoben worden; den hierbei tatsächlich festgestellten Mängeln wurde selbstverständlich abgeholfen. Bei einem beträchtlichen Teile der erhobenen Beschwerden hat deren Überprüfung allerdings auch gezeigt, daß sie *teils auf Mißverständnissen* oder auf *eigener Sorglosigkeit* der Reisenden beruhen, teils auf die Durchführung von *Sonderwünschen* abzielen, deren Berücksichtigung ganz erhebliche finanzielle Opfer erfordern würde.'«

Nun bleibt noch die Frage offen, ob auch dieser Fall eingehend erhoben wurde:

»[Eisenbahnbeschwerden.] *Von geschätzter Seite* wird uns geschrieben: 'Ich verließ am 17. d. mit dem um 7 Uhr 5 Minuten abgehenden Schnellzug Innsbruck, um mich mit meiner Familie in die Schweiz zu begeben. Wir hatten in einem ganz neuen Wagen (Serie O. W. Nr. 12165), welche mit den stoßdämpfenden *ovalen Radsätzen* versehen sind, in einem Abteil 1. Klasse Platz genommen. Schon knapp nach Verlassen der Station Innsbruck wurde das Gerüttel dieses wahrscheinlich mit einem technischen Defekt versehenen Wagens unerträglich und direkt beängstigend. Unserem Ersuchen um Unterbringung in einem anderen Wagen wurde mit der Begründung »alles komplett« keine Folge gegeben. Besonders litt unter dem sich bis zur Unerträglichkeit steigenden Gerüttel eine in unserem Abteil reisende Dame, die mit ihrem *fünf Monate* alten Töchterchen in die Schweiz fuhr. Die zirka 70 Kilometer lange Strecke zwischen Innsbruck und Landeck wird ohne Aufenthalt durchfahren. Wir befanden uns kurz vor der Station Telfs, als unsere Begleiterin von plötzlichen Geburtswehen überrascht wurde. Der Passagiere bemächtigte sich ungeheure Aufregung, man zog die Notleine, die — versagte. So unglaublich es klingt, war der Oberkondukteur trotz energischer Vorstellungen nicht dazu zu bewegen, den Zug in der nächsten Station halten zu

lassen, um die schwer Leidende auszuwaggonieren oder zumindest bei der Station Landeck ärztliche Hilfe anzufordern. Daher mußte die Unglückliche bis Landeck ausharren, wo erst ein Arzt helfend eingreifen konnte.'«

Wenn auch dieser Fall eingehend erhoben wurde, so bleibt noch die Frage offen: Wurde hierbei den tatsächlich festgestellten Mängeln abgeholfen? Oder gehört diese Eisenbahnbeschwerde zu jenen, denen nicht abgeholfen werden kann? Wenn aber dies der Fall ist, so bleibt nur noch eine Frage offen: Hat die Überprüfung gezeigt, daß der Fall auf die Durchführung von Sonderwünschen abzielt oder auf eigener Sorglosigkeit der Reisenden beruht? Oder gar auf Mißverständnissen ¹? Die Antwort dürfte wohl nicht halbamtlich erfolgen, sondern nur offiziell bei der Telephon—Nr. 12165 zu holen sein, die allerdings antworten dürfte: »Uns fragen Sie? Was wollen Sie von uns haben? Wir sind die Kultusgemeinde und taufen nicht Kinder, die auf solche Art zur Welt kommen. Schluß!« Und sie hätte recht. Denn wenn man einen Grubenhund los werden will, geht man auch nicht zum Schinder.

* * *

UND WAS IST'S MIT DIESEM?

» ... Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich am österreichischen Fahrkartenschalter in Passau keine Karte bis Gmunden, sondern nur eine solche bis Weis erhielt. Mein Erstaunen steigerte sich noch, als ich daher mein Gepäck auch nur bis Weis expedieren sollte! Ein noch größeres Erstaunen wird Sie darüber ergreifen, daß ich beim Zahlen meiner Fahrkarte vom Kassierer die Antwort erhielt, daß er mir eine Zwanzigkronennote nicht wechseln könnte! Ich mußte mein Billett am österreichischen Fahrkartenschalter in Mark, und zwar mit dem letzten Reste meines deutschen Geldes bezahlen ². Das alles geschah um 2 Uhr nachts. A. L.«

Hier liegt offenbar eigene Sorglosigkeit vor. Denn er hätte sich eben mit mehr deutschem Geld versehen müssen, da er nach Österreich wollte. Viele Leute sind so unvorsichtig und oft, wenn es ihnen gelingt, den letzten Rest des fremden Geldes vor der Grenze loszuwerden, sind sie gar noch froh darüber, daß sie nicht in die Wechselstube laufen müssen. Nachher brauchen sie's dann und sind erstaunt, wenn sie in Österreich ohne Pfennig dastehen.

* * *

ABER WER IST DENN DAS?

»Die Teilnehmer des 31. Juristentages begaben sich gegen 6 Uhr mittelst eines Separatzuges, in dem der Sekretär der Südbahn *Dr. Ritter v. Winkler* ³ die Honneurs machte, nach Wien zurück.«

Nicht verwandt oder identisch, obschon auch Eisenbahnfachmann.

1 Erfreulich: Wie sich das Fünfmonatige auf das Geschwisterchen freuen dürfte!

2 Wie gut haben wirs doch heute dank der EU. Das lassen wir uns gern 14 Milliarden zugunsten Griechenlands kosten.

3 Wer's nicht weiß, schaut in Heft 336 (1911) nach

* * *

DAS BLATTGEFÜHL

Was ist das? Eine Krankheit? Ein Aussatz? Wenn der Neuen Freien Presse einer stirbt, der zufällig ein honoriger Mann war und deshalb nicht mehr der Redaktion angehörte, so zerreißen sich die Überlebenden die Kleider und murmeln wie folgt:

Wir betrauern nicht bloß den langjährigen Kollegen, sondern auch den Freund, der in schweren Augenblicken ein leuchtendes Beispiel des *Blattgefühls* und der Hingebung war, und den wir herabsetzen würden, wenn wir heute von einer Dankesschuld sprächen. Er konnte nicht anders, und alle, mit denen er ein so großes Stück des Weges gegangen ist, können auch nicht anders.

Wahrscheinlich aber können sie doch anders. Denn wenn sie nicht anders könnten, würden sie anders können.

Nie hat er als Söldner in fremden Reihen gestritten; nie das Gemeine beschönigt oder auch nur geduldet.

Beschönigt gewiß nicht, geduldet nicht gern. Was soll aber ein Söldner tun, der weder in fremden Reihen noch mit dem Feldherrn streiten will?

Schon vor einigen Jahren haben die Gebrechlichkeit des Alters und die Übermüdung nach langer, erschöpfender Arbeit ihn gezwungen, die Feder niederzulegen.

* * *

DIE DUPLIZITÄT DER FÄLLE

»Als seinerzeit die Erhöhung der Fahrpreise von 12 H. auf 14 H. durchgeführt wurde, verlautete, daß diese Erhöhung zu Gunsten der Kondukteure, Motorführer und des anderen Personals geschehen solle, um diesen Bediensteten einerseits ein besseres Auskommen zu bieten, andererseits aber dem Trinkgeldgeben ein Ende zu bereiten. Das Reinerträgnis der Straßenbahn vergrößerte sich, der Kondukteur aber blieb darauf angewiesen, um seinen Erwerb zu verbessern, das Trinkgeld wieder in Empfang zu nehmen.«

Als seinerzeit die Aufhebung des Zeitungsstempels durchgeführt wurde, verlautete, daß dieser Gewinn zu Gunsten der Redakteure, Abonnenten und des anderen Personals verwendet werden solle, um diesen Bediensteten einerseits ein besseres Auskommen zu bieten, andererseits aber dem Schweiggeldgeben ein Ende zu bereiten. Das Reinerträgnis der Presse vergrößerte sich, der Redakteur aber blieb darauf angewiesen, um seinen Erwerb zu verbessern, das Schweiggeld wieder in Empfang zu nehmen.

* * *

IMMER KLASSISCH

»Aus dem Inhalt teilen wir die Titel einiger *besonders interessanter* Artikel mit: ... Zu den Gedichten des Kerkidas ... Die ätolische Komenverfassung ... Ta eunomiu grammata ... Das Genus der Substantiva im Sprachgebrauch der Septuaginta ... Galenfragmente im codex Pal. Vindobonensis 16 ... Zum sogenannten Skymnos ...

Nummi veteres regii ... Diokles von Peparethos als Quelle des Fabius Pictor ... Aus dem Frontopalimpsest ... Mamphula ... Über die Herkunft des orybischen Erikapaaios ...

So liest man und liest man, staunt, wie sie die Bildung beherrscht, und kommt endlich zu der Stelle:

Der gestrige Tag, der erste, an dem die ominösen neuen Betriebsvorschriften der Straßenbahn in Kraft traten, bot einen *klassischen* Beweis für die gereizte Stimmung ...

* * *

SZENE ZWISCHEN EINEM PSYCHOLOGEN UND EINEM TRAMWAY—KONDUKTEUR

»Ich stieg *in einem* halbleeren Wagen, setzte mich in das vordere Coupe mit dem »abgezählten« Fahrgeld in der Hand. Bis mir der Kondukteur nachgekommen war, wurde meine Aufmerksamkeit *zufälligerweise in die Fahrtrichtung abgelenkt*. Da ich, *wie man so sagt, in Gedanken versunken war* und der Lärm des fahrenden Wagens auch das Seinige beitrug, so habe ich nicht gehört, daß der Kondukteur bereits eingetreten war. Da er *meinerseits* der Situation gemäß nicht aufgefordert wurde, mir einen Fahrschein zu geben, so ging er, obwohl er nur meinethalben ins vordere Coupé gekommen war, unverrichteter Dinge wieder hinaus. Daß er das absichtlich getan hat, konnte ich aus *folgenden* schließen. Als er nämlich die Zwischentür des Wagens hinter sich zugemacht hatte, drehte er sich um und beobachtete mich durchs Türfenster. In diesem Augenblick bemerkte ich mein »Versäumnis«. *Unwillkürlich* streckte ich die Hand aus, um dem Kondukteur anzudeuten, daß ich noch keinen Fahrschein habe. Ein schadenfrohes Lachen *seinerseits* war die nächste Wirkung meiner Handbewegung, *wie wenn er mir damit sagen wollte, daß ich momentan unter der suggestiven Kraft der Vorschriften gehandelt hätte*. Nachdem ich »endlich« im Besitze meines Fahrscheines war (zum Glück hatten wir noch nicht die nächste Haltestelle erreicht), stellte ich den Kondukteur zur Rede. Aber da kam ich schön an. Es wurde mir bedeutet, daß nicht er, sondern ich der »Pflicht« nicht nachgekommen sei, denn »jeder Fahrgast sei verpflichtet, unaufgefordert einen Fahrschein zu lösen«; im übrigen lache er, wann er wolle. Ich glaube, der Fall ist so kraß, daß er keiner weiteren Ausdeutung bedarf. Professor R. V.«

Mit einem Wort, Kommentar überflüssig. Die Kondukteure sind bessere Psychologen, die Psychologen sind schlechtere Kondukteure. Guck— Guck, da — da. Ist der eine oben, ist der andere unten. Das Glück ist rund. Dann wird gespielt: Meinerseits deinerseits. Dann: Gedanken erraten. Die Kondukteure sind schadenfroh. Die Psychologie ist eine Wissenschaft, welche Zeit braucht, um den Fahrschein zu umgehen. Will sie unwillkürlich zahlen, sagt der Kondukteur: Schmecks. Die Forschung ist voraussetzungslos. Der Verkehr ist geregelt. Der Kondukteur sagte schließlich, um der Szene ein Ende zu machen: »Ober Sö Herr, Sö ham ja momentan unter der suggestiven Kraft der Vorschriften gehandelt!« Der Professor, offenbar ein Freidenker, fragte hierauf, ob er es ihm nicht ansehe, daß er soeben gedacht habe — der Fall ist kraß. Worauf der Kondukteur unwillkürlich die Hand ausstreckte, aber dabei ein

Gesicht machte, als ob er ohne weitere Ausdeutung oder Anspielung auf un-
verrichtete Dinge sagen wollte: Ah woos, Kirntnerstraßii aoschtign!

* * *

ALS ICH WIEDERKAM

fand ich alles genau wie es gewesen war durcheinander vor, die Eisenbahnbe-
schwerden über die Lage des Lohnfuhrwerks der Deutschen in Österreich
zum Parsifalschutz gegen das Betriebsreglement der Straßenbahndirektion
zwangen die Polizei zur Erlassung einer Geh— und Fahrverordnung, da die
Erregung über das Projekt der Errichtung eines Tuberkulosenheims auf dem
Semmering keineswegs gewichen war. Plötzlich aber sah ich, wie in der Pro-
testversammlung ein Desperado aufsprang, ein Anrainer, einer, dem schon al-
les Wurst war und der mit Rücksicht darauf, daß die Angelegenheit immer
weitere Kreise ziehe, die Verkündigung der Menschenrechte gegenüber der
Kamarilla sowie der Sozialdemokratie durchzusetzen erklärte. Es war der
Wirtschaftsbesitzer Kompert und

sprach in ungemein scharfer Weise. Man sei ja bei uns gewohnt,
den Winken der Führer der Sozialdemokratie, die immer mehr mit
antisemitischen Schlagworten arbeiten, zu gehorchen und den
ernsten Willen der Bevölkerung außer acht zu lassen. In dem vor-
liegenden Falle werde aber kein Gras über die Angelegenheit
wachsen, sondern man will überall auf die Mängel der Bürokratie
unseres Staates hinweisen und es wird eine allgemeine Aufklä-
rung erfolgen, die heilsamer und rascher als jede Reformierung
der Verwaltung wirken werde.

Nachdem die antisemitischen Redner in ähnlichem Sinne gesprochen
hatten, war die Erregung in der Protestversammlung über die Errichtung ei-
nes Tuberkulosenheims auf dem Semmering keineswegs gewichen, weshalb
die Polizei sich zur Zurückziehung der Geh— und Fahrverordnung über das
Betriebsreglement der Straßenbahndirektion zum Parsifalschutz der Lage des
Lohnfuhrwerks der Deutschen in Österreich gegen die Eisenbahnbeschwer-
den gezwungen sah. Worauf ich wieder abreiste.

Harakiri und Feuilleton ¹

Gespräch der Kulis

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Die Stimme des Herrn. Ein älterer Redakteur. Zifferer.

Beim Aufgehen des Vorhangs hört man die Stimme des Herrn aus dem Ne-
benzimmer: »Noch ein solcher Hereinfall und ich werf alle heraus!« Der Re-
dakteur zuckt zusammen. Zifferer tritt auf. Er ist à quatre épingles gekleidet.

»Hören Sie Zifferer, Nogi hat Harakiri gemacht.« »Wieso?« »Nachdem
der Mikado gestorben ist, das interessiert Sonntag, können Sie schreiben?«

¹ Ein Vorwort hierzu findet sich in Heft 360

»Was heißt ob ich schreiben kann? Das geben Sie gut. Wenn Nogi in dem Augenblick, da der Geschützdonner den toten Mikado auf seiner letzten Fahrt grüßte, Harakiri gemacht hat, so wird in dem Augenblick, da Nogi Harakiri macht, Zifferer noch das Feuilleton machen können!« »Sie, das mit dem Geschützdonner ist ein Anfang.« »Was heißt Anfang? Ich hab doch sogar schon das Ende.« »?« »Ich wer' schreiben, vielleicht war's ein anderer.« »Sehr interessant, aber wozu?« »Für alle Fälle, vielleicht is es ein Aufsitzer vom Fackel—Kraus.« »Was fällt Ihnen ein, der traut sich doch nicht mehr wegen Stukart. Und außerdem haben wir doch schon die Details.« »Sie, die Details haben wir auch über den Grubenhund gehabt. Lassen Sie's gut sein, es kann nichts schaden, ich schreib, vielleicht war's ein anderer.« »Das is hypochondrisch. Aber sagen Sie, der Titel? Was für einen Titel geben Sie?« »Die Tat des Feldmarschalls Nogi.« »Interessant, und der Grundgedanke? Was wird der Grundgedanke sein?« »Der Grubenhund wird sein, was red ich, der Grundgedanke wird sein: 'hier gibt es keine Gewißheit, vielleicht war's ein anderer, in undurchdringliches Dunkel bleibt die Tat gehüllt, abweisend, fremd, geheimnisvoll'.« »Weit gebracht! Sie haben faktisch recht. Man solls nicht für möglich halten. Haben Sie schon so etwas erlebt? Weil der Mikado stirbt, muß er auch sterben, geht sich hin und bringt sich um mit der Frau, überspannte Sachen! Schon einmal soll er die Idee gehabt haben, sich aufopfern um jeden Preis, wegen Port Arthur! Das hat mir schon nicht gefallen. Der Mikado hat es auch tatsächlich strikte abgelehnt. Man kann Patriot sein, warum nicht, aber so übertrieben ist wieder nicht nötig. Zum Glück ein vereinzelter Fall.« »Ich werde mich auf das Soziale nicht sehr einlassen und mehr das Menschliche betonen.« »Und *dabei* is es noch Pflanz!« »Wieso?« »Eigentlich war es nicht einmal ein orntliches Harakiri. Er hat sichs leichtgemacht, der Herr General.« »Wie soll ich das verstehn?« »Ein orntliches Harakiri gehört mit dem Bauch. Zwei Ritzer hat er sich beigebracht, nicht der Rede wert!« »Wieso is er dann tot?« »Wieso? Den Hals hat er sich abgeschnitten. Bequem. Treff *ich* auch.« »So generalisieren kann man schließlich doch nicht.« »So, also Sie glauben, daß das in Japan, wo sie heute schon Panzerschiffe haben, imponieren kann? Da irren Sie gewaltig. Bei der Botschaft ist man übrigens auch der Ansicht. Münz war dort und Akidzuki hat ihm gesagt, daß man in Japan das Beispiel des Generals Nogi keineswegs für nachahmenswert halte und eher der Überzeugung Ausdruck geben werde, daß eine solche Auffassung eines einzelnen im modernen Japan als überwundener Standpunkt einer vergangenen Epoche anzusehen sei.« »Goldene Worte.« »Aus purem Patriotismus! Das hat die Welt nicht gesehn! Zwar, wenn Kreuzzüge möglich sind auf der Ringstraße mit berittene Geheimräte, warum soll man nicht immer mehr hineinkommen in das finsterste Mittelalter? Daran glaub ich natürlich nicht, und glauben Sie nicht, daß sie in Japan, heißt es, noch gelost haben, wer sterben soll nach dem Mikado, und daß ein Geriß war. Skandal genug, daß so etwas heutzutage überhaupt noch vorkommen kann, bei einem aufgeklärten Volk mit Telephon. Dieser Brauch ist uns fremd.« »Sie sprechen vom Telephon?« »Ich sprech vom Harakiri. Apropos, was sagen Sie, daß Mendl Singer geadelt ist?« »Is er getauft?« »Ich glaub nein.« »Jedenfalls auch eine Ehre, die dem Stand widerfährt. Ausgerechnet zum Eucharistischen Kongreß, Kleinigkeit.« »Wilhelm Singer soll es ihm nicht gönnen.« »Gehn Sie! Ich war aber direkt paff. Is Siegfried Löw schon getauft?« »Ich glaub ja.« »Sie, ob es nicht vielleicht ein Aufsitzer is vom Fackel—Kraus?« (Man hört die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »Alle werf ich heraus!« Der Redakteur zuckt zusammen.) »Großer Gott, hören Sie nur wie er schreit! Was, meinen Sie daß ein Aufsitzer is? Das mit Nogi?« »Nein, mit Mendl Singer!« »Was fällt Ihnen ein, eine seriöse Nachricht, wer

denn soll geadelt werden wenn nicht er!« »Ich sag auch, aber — « »Solche Vorurteile existieren nicht mehr. Was wollen Sie haben, ein gefälliger Mensch, ein tüchtiger Mensch, und wie man sagt, auch ein anständiger Mensch. Noch einer von der alten Garde, aus den großen Tagen des Liberalismus. Ein Aufrechter, der noch Schmeikal gekannt hat! Die Zeiten haben Sie nicht gekannt, wo wir noch gerungen haben, aufgewachsen in den Ideen des Deutschtums. Er is *auch* nicht mehr der Heißsporn, der er früher war. Hat *auch* schon Wasser in die Schläuche gegossen. Aber dazumal? Was weiß man heute, was es geheißen hat, damals das Banner hochhalten! Und schließlich hat er seine Verdienste. Er is intim bei Fürstenberg. Man wird nicht Von ohne gar nix. Er hat seinem Kaiser gedient — « »Bei Port Arthur, das weiß man ja — « »Was fällt Ihnen ein, bei der Wehrvorlage!« »Ich denk, Sie meinen Nogi?« »Wer redt von Nogi? Ich red von Mendl Singer! Stoff für ein Feuilleton is er freilich nicht. Man gibt eine Notiz. Fertig. Von uns machen wir nicht viel Aufhebens. Unsereins rackert sich ab, aber mit dem Tag is es vergessen. Ruhmlose Helden, die stumm bis in die sinkende Nacht hinein bei der Fahne bleiben. Wir, die wir für die andern arbeiten, was haben wir schließlich? Einen Tineff, die Unsterblichkeit eines Tages, wie Speidel so schön gesagt hat. Nehmen Sie sich ein Beispiel an ihm. Neugierig bin ich wirklich, ob Sie sechs Spalten Nogi geben werden.« »Sie können sich verlassen.« »Damals hat noch jeder Mann auf seinem Posten stehen müssen, bei Nacht, gegen den Moloch, wenn es geheißen hat, das Kulturerbe zu wahren und zu mehren. Heute? Alles niederreißen, das verstehn sie. A la Fackel. Was er davon hat, fortwährend mit den Angriffen auf die Presse möcht ich wissen. Schad, so ein talentierter Mensch — muß er sich grad auf *das* Gebiet verlegen! Was hätt aus dem werden können, wenn er sich nicht selbständig gemacht hätt, Chef könnt er heut sein! Wenn er mit sich hätt reden lassen — ein gemachter Mann! Mit *der* Feder, intelligent *und* ein Jud!« »Sie überschätzen ihn sehr. Was kauf ich mir für eine Feder, wenn die Gesinnung nichts wert is? Was rechnen Sie ihn überhaupt noch zum Stand? Er sagt doch selbst, daß er nur mehr ein Künstler is!« »Künstler! Weit gebracht! Das kommt von diesem Hang zur Eigenbrötlei. Alle Welt is *für* Heine — *er* muß *gegen* Heine sein. Buch der Lieder, ihm gesagt! Der größte Antisemit! Blast von sich, als hätt er geschrieben: ich weiß nicht, was soll es bedeuten. Für den Moloch is er scheint es auch. Wenns nach ihm ging', brenneten Scheiterhaufen am Ring! Ein aufgeklärter Mensch soll reaktionär sein! Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, hat der Weimaraner gesagt — « »Wer?« »Der Weimaraner; wissen Sie nicht, wer der Weimaraner ist? Der hat es ihnen gegeben, den Dunkelmännern. Skandal, ein Komödiant soll einen Pfarrer lehren!« »Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant is!« »Natürlich nur in dem Fall; aber er hat es doch scharf gehabt auf sie. Verachte nur Vernunft und Wissenschaft! Ja, das können sie. Mein Sohn macht heut Rigorosum.« »Ihr Sohn macht heut Rigorosum?« »Es ist das erste.« »Es ist das erste?« »Und wenn er durchfällt, mach ich mir auch nix draus.« »Er wird aber nicht durchfallen. Sagen Sie, Sie sagen daß man bei der Botschaft der Ansicht ist, daß man in Japan die Tat des Generals Nogi nicht teilt. Wie wird man aber in Japan der Überzeugung Ausdruck geben, daß man mit der Auffassung des Generals Nogi nicht einverstanden ist?« »Weiß *ich*, indem die andern Japaner am Leben bleiben schätz ich oder so ähnlich, liegt mir stark auf! Ernster is jetzt, Sie machen das Feuilleton.« »Wenn ich Ihnen sag, daß ich schreib? Ich versicher Sie, Sie können darauf rechnen. So eine Pikanterie wer' ich mir entgehn lassen! Selbstredend möcht ich Nogi nicht angreifen, insofern es, sagen Sie was Sie wollen, effektiv heroisch ist. Bitte, das müssen sogar Sie zugeben. Unnatürlich, können Sie sagen, das sag ich auch, aber intressant!«

»Intressant, leugne ich nicht.« »Die Tat ist abweisend und geheimnisvoll. Er hat sich geopfert.« »Auf was die Leut für Ideen kommen, wenn sie nichts zu tun haben!« »Glauben Sie, daß bei uns so etwas möglich wäre? Wenn zum Beispiel der dort (auf die Tür des Nebenzimmers weisend), wenn ihm in der Aufregung einmal Gottbehüte und es passierte ihm etwas — würden *Sie* — « »Ich ginge zum Tagblatt! Und Sie?« »Ich möcht mir auch den Hals nicht abschneiden.« »Dieser Brauch ist uns fremd. Sie müssen Mendl Singer gratulieren. Ich wer' ihm auch gratulieren. (Man hört die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »Alle werf ich heraus!« Der Redakteur zuckt zusammen.) »Dieser Brauch ist uns ... fremd ... Neugierig bin ich auf Ihr Feuilleton. Sie haben gewiß schon alles im Kopf.« »Nein, aber ich kann Ihnen alles sagen. Zuerst beschreib ich, wie die Japaner aussehn. Das japanische Lächeln, das Höflichkeit is und Stolz zugleich, Schmerz und Freude, Lust und Qual, dieses Lächeln — « »Woher haben Sie die Information?« »Aus Taifun im Volkstheater.« »Aber wieso Lust und Qual? Lust versteh ich, aber wieso Qual?« »Das is von Freud. Bißl Qual ist sicher dabei, wenn auch verdrängt.« »Also Freud und Qual, wie — « »Es handelt sich um den Lustgewinn, der je nachdem ein Komplex vorhanden ist, zu Gunsten oder zu Lasten — Sie müssen nämlich wissen, das Unbewußte — « »Ich versteh — « »Das glauben Sie, daß Sie verstehn, aber in Wirklichkeit verstehn Sie nicht!« »Ich versteh nicht — « »Aha, haben Sie Hemmungen?« »Nein!« »Sehn Sie, Sie haben Hemmungen, jetzt kommts heraus, lassen wir das; wenn Nogi Harakiri gemacht hat, dürfen Sie ja nicht glauben, daß er nicht eigentlich etwas anderes hat machen wollen. Glauben Sie, wir wissen nicht, was der Dolch bedeutet?« »Sie schweifen vom Thema ab.« »Was fällt Ihnen dazu ein?« »Lassen Sie mich aus mit die Narrischkat — mein Jung is auch schon ganz verrückt damit. Sitzt den ganzen Tag im Kaffeehaus und deutet. Was ihr wollts, versteh ich. Ihr seids Idealisten. Nix weiter. Ihr wollts das Unbewußte bewußt machen, besonders, was das Bewußte betrifft — ich versteh ganz gut, das wär ja an und für sich sehr verdienstvoll. Aber es geht nicht. Aus einem einfachen Grund. Merken Sie sich: es gibt nix Unbewußtes! Es is nämlich schon bewußt. Alles is bewußt. Und außerdem, der Chef wills nicht haben. Er will nicht, daß gedeutet wird, er will nicht, daß geklärt wird, er will nur, daß geplaudert wird. Die Theorie paßt nicht für unser Publikum, was is mit dem Lächeln der Japaner?« »Paßt nicht für unser Publikum und fürs Tagblatt ja? Warum, was Steckel trifft, treff ich auch!« »Von mir aus, aber was is mit dem Lächeln der Japaner?« »Dieses Lächeln also, das — Moment! — ich weiß schon — dieses Lächeln, das eine sanfte und doch festgezogene Schranke bedeutet, eine vornehme Abweisung — « »Hören Sie mir auf, die Tat ist abweisend, das Lächeln ist abweisend, hat Nogi Sie abgewiesen, wie er in Wien war?« »Keine Spur, ich hab gar nicht gewußt, daß er in Wien war. Sehn Sie, unbewußt is er da gewesen!« »Sie haben gar nicht gewußt, daß er in Wien war?« »Nein, aber auf eine gute Idee haben Sie mich gebracht. Ich wer' also jetzt beschreiben, wie er in Wien war. Viele mögen ihm in den Straßen Wiens begegnet sein, als er, von den Londoner Krönungsfeierlichkeiten heimkehrend, der Kaiserstadt seinen Besuch schenkte — « »Haben Sie ihn begegnet?« »Ich nicht, aber viele mögen.« »Was hat er angehabt?« »Die Uniform.« »Wie hat er ausgesehn?« »Klein, sehr klein. Unscheinbar. Er unterschied sich kaum von seinen Begleitern, aber die Hoheit zeichnete ihn aus — « »Welche Hoheit. Was hat er gekriegt?« »Aber ich mein' doch nur die Hoheit, die irgendwie trotz seiner Bescheidenheit um den kleinen freundlichen Mann war.« »Intressant. Ich muß mir notieren, daß ich Emanuel von Singer — « »Richtig, Manuel von Portugal ist doch angekommen?« »Vielleicht war's ein anderer! Sie sagen doch selbst von Nogi: hier gibt es keine Gewiß-

heit?« »Aber *Sie* sagen doch, daß alles bewußt is?« »Natürlich, aber kommt man hin ins Hotel, is es ein anderer. Hat einmal einer der Mitarbeiter Gelegenheit, mit einem zu sprechen, sagt er, er is es nicht. Man kann rein nicht mehr interviewen schicken! Neugierig bin ich, wie Sie Nogi's Physiognomie erfaßt haben werden.« »Ein krauser, vom Alter gebleichter Bart umrahmte Kinn und Wange.« »Zum Sprechen. Was is mit dem Schnurrbart?« »Nach abwärts gebürstet, aber das brauch ich für Pavlik, wenn er nach Wien kommt.« »Pavlik kommt nicht, hör ich.« »Kommt *er* nicht, kommt ein anderer. Einer kommt.« »Gut, wenn Sie die Nuance aufheben für die ungarische Polizei, was sagen Sie statt dessen für Nogi?« »Was soll ich sagen? Trotzig schob sich die Unterlippe vor.« »Das ist echt japanisch. Aber wie ich Sie kenn, originell wie Sie sind à tout prix, sind Sie imstand und vergessen an die Schlitzaugen.« »Das glauben Sie. Aber ich sag Ihnen, wunderbar klug und lebendig blickten die kleinen schwarzen Augen hinter dem schmalen schiefen Spalt hervor.« »Sie, das is sympathisch, das müssen Sie genau so schreiben.« »Unterbrechen Sie mich nicht, das ganze Antlitz, die ganze Gestalt, das ganze Wesen des Generals schien aus diesen Augen zu leuchten was sagen Sie dazu?« »Sie Zifferer, wenn Ihnen Salten das nachmacht, will ich Münz heißen. Seine Plastik und Ihre Plastik, den Unterschied möcht ich Klavier spielen können.« »Hören Sie zu, wir sahen den Feldmarschall Nogi beim Sturm auf den berühmten 203—Meter—Hügel, wie ihm der Tod des jüngeren Sohnes gemeldet wird, nachdem kurz zuvor der ältere Sohn gefallen ist — « »Schad, daß er eigentlich nie geheiratet hat.« »Wer, Nogi?« »Nein, Mendl Singer!« »Warum?« »So geht der Adel wieder verloren, schad!« »Kein Muskel des Antlitzes verrät die innere Bewegung, kühl und besonnen leuchten noch immer die kleinen Augen — « »Ss ... !« »Unterbrechen Sie mich nicht, starr und geisterhaft sitzt das höfliche Lächeln auf der trotzig vorgeschobenen Lippe.« »Glänzend!« »Wir sahen die kleinen mutigen japanischen Soldaten zu Tausenden — « »Das is der Moloch ... « »zu Tausenden, sag ich, Gräben und Wälle füllen, mit ihren Leibern eine unaufhaltsam wachsende Mau — « »Er hat für die Vermehrung des Rekrutenkontingents gewirkt.« »Nogi?« »Konträr, Singer!« »Hören Sie zu, aus nächster Nähe pfeifen, prasseln, krachen die Geschosse — « »So wahr ich da leb, ich bin sprachlos, Sie, Zifferer, ich glaub Sie müssen rein dabei gewesen sein, woher haben Sie das?« »Sie glauben, das is Information, ich sag Ihnen aber, das is visionär! Warten Sie, wie ich noch Stössel beschreib — « »Der wird doch nicht genannt bei uns?« »Warum wird er nicht genannt bei uns?« »Der hat doch für die Fackel — « »Nicht so laut — aber ich red' doch vom russischen General — « »Vielleicht ein Verwandter, kann man wissen?« »Sie, das riskier *ich* vor Benedikt!' Um ihn her — « (Man hört die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »Alle werf ich heraus! Klinenberger soll hereinkommen!« Der Redakteur zuckt zusammen.) »Großer Gott er schreit nach Klinenberger, er will ihm diktieren.« »Um ihn her ist ein Flimmern und Leuchten und Glitzern — « »Um Benedikt, ich hab auch den Eindruck! Hören Sie nur wie *er* schreit!« »Aber ich red' doch von Stössel — « »Woher wissen Sie das dann?« »Ich sag ausdrücklich wir kennen ein Bild — « »Haben Sie das Bild gesehn?« »Nein, ich hab gehört.« »Gibt es so ein Bild?« »Ich hab gehört.« »Zifferer, Sie sind eine Akquisition für ein Blatt; wie Sie Port Arthur mitgemacht haben, das macht Ihnen niemand nach.« »Schiller war auch nicht in der Schweiz, aber der Tellschuß ist Bagatell neben meinem Kugelregen von Port Arthur, ich seh förmlich, wie sie die Fahne hochhalten und wie Nogi dasteht, neben dem zerschossenen Bollwerk, das höfliche Lächeln auf seinen Lippen.« »Sie sind mehr wie Auernheimer. Auernheimer würde sagen, daß Port Arthur wie eine Frau dalag und er hat sie erobert. Auernheimer ist mehr amourös, bei Ihnen steht

man mitten drin im Pulverdampf auf den Boulevards, ein Genuß, das mitzumachen, ein förmliches Stahlbad, wie da alles braust, man spürt den Pulsschlag. Auernheimer hat die weichere Linie — « »Warum hat Wertheimer schon so lang nichts gehabt bei uns?« »Wertheimer ist versonnen. Wertheimer liebt seltene Dinge, Sphinx aus Alabaster, wie sie Canaletto gemalt hat. Außerdem hat er doch die Kanzlei. Trebitsch — « »Lassen Sie mich aus mit Trebitsch. Vieu jeu!« »Nein, ich wer' Ihnen sagen, verwendbar ist jeder in seiner Art. Wertheimer fängt Stimmungen ein, wenn er Zeit hat, Wertheimer ist mehr für die stillen Gassen der Vorstadt, Trebitsch ist gut für die großen Hotels. Für Psychologie sind wir wieder froh, daß wir Sie haben. Neugierig bin ich wirklich, wie Sie Stellung nehmen werden zur Tat des Nogi?« »Zur Tat des Nogi sag ich, daß dieser moderne Stratege soll einem uralten japanischen Brauche gefolgt sein, der uns fremd ist — « »Gottlob!« »und den wir nicht mit dem Verstande, kaum mit dem Herzen zu fassen vermögen. Es ist einfach ein Vorurteil.« »Sie haben das Blattgefühl, Sie sind eine Perle für jedes Blatt. Verhalten Sie sich mit Wilhelm Singer und gratulieren Sie Mendl!« »Ich werde an Taifun erinnern und sagen, daß es an die Sada Yakko gemahnt.« »Haben Sie die Sada Yakko gesehn?« »Bitte, die hab ich selbst gesehn mit eigenen Augen auf der letzten Weltausstellung von Paris mit Staunen und Verwunderung. Sie stirbt genial. Sie hätten sehn sollen, wie sie stirbt wenn er stirbt, Kawakami, wie er sein Gesicht verzerrt. Man wird nachdenklich.« »Wieso?« »Über das Leben.« »Sie wollen sagen, das Leben geht weiter, Zifferer?« »Wenn auch nicht mit den Worten, aber ich will jedenfalls sagen, die Menschen wandeln auf so tausendfältigen Wegen durchs Leben, hier aber sahen wir einen Tod, der uns fremd blieb, den man nicht begriff!« »Schad, daß er nicht geheiratet hat!« »Kawakami?« »Nein, Mendl Singer. So geht der Adel wieder verloren! ... Was für einen Schluß machen Sie?« »Wie die Sada Yakko stirbt, laß ich die Stimmung ausklingen, indem ich alles zusammenfaß. Sie sterben mit einem höflichen, aber abweisenden Lächeln, die Japaner. Die Sada Yakko nämlich hab ich deutlich gesehn, wie sie hinsinkt wie eine geknickte Blume mit dem Geishalächeln auf den Lippen.« »Nebbich. Aber das mit dem Lächeln — was is das alles — ich hab noch die Mona Lisa gesehn, da hätten Sie gesehn, was Lächeln is! Aber warum erinnern Sie nicht auch an den Mikado, von Sullivan?« »Kenn ich nicht.« »Ist das ein Grund?« »Das nicht, aber die Operette ist zu bekannt.« »Was sagen Sie, Birinski is in Tokio angenommen! Der muß auch schon hübsch verdienen. Wann kommt von Ihnen etwas? Hören Sie, ein Talent wie Sie, mit Ihrem Elan, ich würde mir das gar nicht überlegen ... Warten Sie — da fällt mir ein — ob nicht doch am Ende — der Fall is so unwahrscheinlich, einer soll sich aufopfern, mir nichts, dir nichts, fürs Vaterland — jetzt fürcht' ich selbst, was glauben Sie, ob es nicht doch ein Aufsitzer is vom Fackel—Kraus?« »Das mit Mendl Singer meinen Sie —« »Nein, mit Nogi!« »Jetzt, wo ich schon das Feuilleton hab, kommen Sie mit Bedenken? Ich bin der Ansicht, da könnt man überhaupt nichts mehr bringen!« »Natürlich, recht haben Sie, man *soll* sich nicht einschüchtern lassen. Wenn wir schon hereinfliegen, soll er sich ärgern, wenn er sieht, daß wir uns nicht haben abhalten lassen! Wo käme man hin bei so übertriebenem Mißtrauen? Keine Nummer könnt man herausbringen. Auf die besten Zuschriften müßt man rein verzichten. Soll er aufpassen! ... Gut is nur, daß er wenigstens nicht hören kann, was man hier redet.« »Wer? Benedikt?« »Nein, Kraus, nicht genannt soll er wern.« »Er wird ja nicht genannt.« »Ich mein' überhaupt. Aber ein wahres Glück, sag ich, daß er zum Beispiel nicht hören kann, wie wir zwei sprechen.« »Warum?« »Er möcht es sicher karikiert wiedergeben!« »Malheur, fürcht ich mich schon? Ärger is, er wär imstand und lest es vor!« »Vor wem?

Vor e leeren Saal?« »Es soll doch aber gesteckt voll sein?« »Sagt er! Eines lassen Sie sich gesagt sein, junger Freund, und das merken Sie sich: eine Veranstaltung, über die nichts *gebracht* wird, *exestiert* nicht! Und ein Mensch, was nicht *genannt* wird, is so gut wie *nicht geboren* oder is besser, man hackt ihm gleich den Kopf ab. Besser arm und krank, als *dieses* Schicksal! Sag ich Ihnen!« »Eigentlich, is er zu bedauern.« »Hat er sich selbst eingebrockt. Warum? weiß er sich keine bessere Themen als uns? Sind wir auch schon wer? Grad auf *das* Gebiet muß er sich werfen? Der hat sich gründlich verrechnet! Da nützt kein Zurück mehr, man sieht ja, wie er jetzt schon einlenken möcht. Is *auch* schon zahm geworden. Nutzt nix. Eine Großmacht läßt nicht mit sich spaßen. Nicht einmal ein Inserat wird gebracht. Der Hund bellt auf den Mond, die Karawane zieht weiter.« »Der Hund —ich bitt' Sie, rühren Sie das nicht auf! Ich riskier das Feuilleton in Gottes Namen, aber erinnern Sie mich jetzt nicht an die Katastrophe von Mährisch—Ostrau.« »Gott Sie haben ja so recht. Aber man kennt sich schon nicht mehr aus. Man weiß schon nicht mehr, wo einem der Kopf steht und auf wem man geben soll. Jenner macht sich lustig und der da schreit! Ich wünsch keinem Böses, aber von *zwei Menschen* wenn ich hören wer — (Halb zu sich: Ausstehn ... !) Hach— was hat man davon, das führt zu nichts ... Die Hauptsache ist, gesund und warme Füß. Sie sind jung, lieber Freund, Sie haben Ihren Humor, Ihnen steht die Karriere offen. Halten Sie sich nicht länger auf — Gott halbneun is und ich hab noch den Artikel gegen den Moloch zu schreiben. Aber sagen Sie, wenn er sich umgebracht hat — « »Wer, Kraus?« »Leider nein! Bloß Nogi — was glauben Sie also eigentlich, hat er sich umgebracht, und wenn er sich umgebracht hat, warum hat er sich umgebracht?« »Mich fragen Sie?« »Ich mein', was wird der Grubenhund — e, der Grundgedanke — also, halten wir das fest, der Titel wird sein: Die Tat des Feldmarschalls Nogi, gut — und was wird der Grundgedanke sein, ich hab schon wieder vergessen.« »Der Grundgedanke wird sein, vielleicht war's ein anderer und daß wir mit der Tat des Generals Nogi nichts anzufangen wissen. Ich fang also das Feuilleton an!« (Zifferer ab.)

Man hört die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »Erdbeben in der Türkei? Ich will nichts mehr wissen! Alle werf ich heraus!« Der Redakteur zuckt zusammen. Vorhang.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jaboda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3.**